



Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämtern des Deutschen Reichs
entgegen.

Ausgegeben am 21. Februar.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen M. 1.— pro Quartal
bei stündlichen Postanfragen M. 20 pro Quartal
Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.



Die Tochter des Commerzienraths.

Roman von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Hochdruck verfahren.
Lieferungsberechtigt nachstellen.

Ich bin auch kein Freund von solchen Geschichten, die eine angesehenere Familie in den Sumpf ziehen und nachher im Sande verlaufen," bemerkte der Rentier. „Es würde nicht viel dabei herauskommen; wegen der Fälschung des falschen Namens könnte Graf Saratow hier bestraft werden, nicht aber wegen seiner vielen andern Sünden, und die bösen Zungen fänden dabei mehr Stoff zu giftigen Reden als die ganze Sache werth ist. Wit dem Freunde dieses Saratow aber, dem Herrn von Stainer werden wir wohl kürzeren Proceß machen müssen. Wir haben gerade heute aus Petersburg die Nachricht erhalten, daß er einer nihilistischen Verschwörerbande angehören soll, für die er im Auslande Propaganda macht. Früher ist er russischer Beamter, ich glaube: Kanzleirath oder so etwas gewesen und wegen Unterschlagung und anderer bösen Geschichten eines schönen Tages verurtheilt. Er wird morgen vorgeladen und dann wohl ausgewiesen werden; wir haben hier ohnedies unruhige Köpfe genug, Heker dürfen wir nicht dulden.“

Er hatte bei den letzten Worten sich erhoben und seinen Paletot zugeknöpft, sein gutmüthiges Gesicht strahlte von innerer Befriedigung.

Ueber den Grafen Saratow muß ich natürlich auch dem Polizeipräsidenten Bericht erstatten," fuhr er fort, „das wird morgen Vormittag geschehen, vielleicht hat der Commerzienrath bis dahin seinen Schwiegersohn bewogen, dieser Stadt für immer den Rücken zu wenden.“

„Ich werde morgen früh sofort zu ihm gehen," erwiderte Leopold, der seiner Erregung immer noch nicht Herr werden konnte, „einstweilen nehmen Sie meinen besten Dank für Ihre Bemühungen.“

„Für die Erfüllung einer Amtspflicht darf man keinen Dank beanspruchen," sagte der alte Herr lächelnd, und mit diesem freundlichen Lächeln auf den Lippen verließ er das Haus.

Sechstes Capitel.

Der Commerzienrath hatte noch keine Ahnung von dem letzten Schurkenstreich seines Schwiegersohns, als er mit der

Morgenpost den Brief empfing, in dem Graf Saratow ihm mittheilte, daß er am Abend ihn in seiner Wohnung erwarten wolle, um ihm seine Entscheidung zu berichten.

Schweigend übergab er diesen Brief seinem Sohne, und erst nachdem er auch die übrigen Briefe gelesen hatte, brachte er die Heide auf den Grafen, indem er die Hoffnung aussprach, daß Saratow seinen Vorschlag annehmen und vielleicht heute noch die Stadt verlassen werde.

Er hoffte ferner im Laufe des Tages den Besuch des Polizeipräsidenten zu empfangen, der den Brief Georgs noch nicht beantwortet hatte, er zweifelte nicht an der Annahme der Werbung; war diese Verlobung eine Thatfache geworden, so konnte er damit einen Druck auf Saratow üben, wenn dieser nochmals mit den amerikanischen Briefen drohen wollte.

Sie sprachen noch darüber, als Leopold eintrat, der von Seiten des Commerzienraths mit kühler Höflichkeit empfangen wurde.

„Eine Privatangelegenheit führt mich zu Ihnen," nahm Leopold das Wort. „Die Vortage, die ich Ihnen bringe, wird Sie unangenehm berühren, aber ich betrachte es als meine Pflicht, Sie zu warnen, damit Sie noch rechtzeitig Ihre Maßregeln treffen können.“

„Mich zu warnen?" fragte der Commerzienrath, den diese Worte befremdeten. „Vor wem?"

„Vor Ihrem Schwiegersohn, dem angeblichen Grafen Saratow.“

„Dem angeblichen Grafen? Sie drücken sich seltsam aus, Herr Friedeberg.“

„Ich bedaure, Ihnen das sagen zu müssen," fuhr Leopold fort, indem er sich leicht auf den Stuhl stützte, den Georg ihm angeboten hatte: „ich kannte diesen Grafen schon, als ich noch in Nikolajewsk wohnte, er hieß damals Sotob Kammer, war aus der österreichischen Armee desertirt und verließ Nikolajewsk heimlich, nachdem er seinem Principal eine bedeutende Summe unterschlagen hatte.“

Der Commerzienrath blickte ihn starr an, dann schweifte

nicht vertragen, er ging in's Nebenzimmer, nachdem er dem schmerzlich lächelnden Mädchen noch einmal ermutigend zugewinkt hatte; er wollte von hier aus die Anordnungen der Ärzte überwachen, sobald die Arzneien aus der Apotheke gebracht worden waren.

Aber kaum hatte er sich in einen Sessel niedergelassen, als er eine Hand mit schwerem Druck auf seiner Schulter fühlte. Er wandte sich um und sah in das todesbleiche Antlitz des Vaters.

„Was haben die Ärzte gesagt?“ flüsterte der alte Mann heiser. „Auch dieses Kind soll mir noch genommen werden, nicht wahr?“

„Um Gotteswillen, Vater, beruhige Dich,“ bat Leopold, „davon ist ja noch keine Rede. Thu' mir den Gefallen und geh' zu Bett. Frau Grassmann will die Wache übernehmen, ich bleibe ebenfalls hier, es soll nichts veräußert werden, und ich hoffe, morgen schon befindet Helene sich auf dem Wege der Genesung.“

„Worte!“ sagte der Greis bitter. „Ich habe sie auch damals gehört und mich beruhigen lassen. Heute weiß ich's besser. Ich sagte Dir ja am ersten Tage schon, es sei

dasselbe Leiden, und auf dieselbe Weise wird es enden, gib Acht, morgen — o, mein Gott, mein Gott, weshalb das Alles? Nimm mich und verschone dieses junge, blühende, hoffnungsfrohe Leben, ich bin ja alt und verschliffen, mein Tod reißt keine Lücke.“

Er schüttelte seufzend sein kahles Haupt und ging in das Krankenzimmer zurück, und der Blick Leopolds folgte ihm voll schmerzlicher Theilnahme.

Es wurde Nacht, stumm und starr saß der Greis noch immer an dem Schmerzenslager seiner Enkelin, während Leopold und Fränzchen leise ab und zu gingen, um die ärztlichen Verordnungen auszuführen.

Dann und wann sprach Helene einige Worte, sie schien von der Gefahr, in der ihr junges Leben schwebte, keine Ahnung zu haben, aber immer unverständlicher wurde ihre Stimme, immer schwerer und geräuschvoller ihr Athem.

Der Greis schlang seinen Arm um ihren Nacken und neigte sich zu ihr nieder, die großen blauen Augen sahen ihn mit starrem Blick an, ihr Glanz wurde matter, ein tiefer Seufzer noch, dann stand der Athem still, die Seele war entflohen.

(Schluß folgt.)



Nachtgedanken.

Ich lag und träumt', es wären über mir
Drei wild verweg'ne, finst're Gestalten;
Mein Athem stockte und das Herz stand still,
Gemach im Tod' fühl' ich mein Blut erkalten.

Da wach' ich auf und fuhr empor, indes
Die Schatten meines wüsten Traums versanken.
Ich bin allein — allein? — o Gott, mir graust
Vor meinen eignen schwarzen Nachtgedanken.

Paul Ettinger.



Kriegsbeute.

(Mit Illustration.)

In jeder Menschennatur liegt eine Neigung zur Gewaltthätigkeit. Je mächtiger ein Mensch, desto gefährdender ist diese Neigung. Bei ganzen staatlichen Gemeinschaften, mögen sie vom Willen eines Monarchen oder von der Leitung einer selbstgewählten Vertretung abhängen, artet die Gewaltthätigkeit oft in Kriege aus. Ueber das Verderbliche von Kriegen zu reden, würde ein überflüssiges Beginnen sein; selbst die glücklichst geführten Kriege lassen in den Siegern Wunden zurück, die erst nach langen Jahren, vielleicht sogar niemals heilen, Wunden sowohl für die Sitten, wie für den physischen und materiellen Wohlstand. Kriege sind unter Umständen eine traurige Nothwendigkeit, wenn die Freiheit und das Recht eines Volkes bedroht oder genommen ist, aber selbst dann haben sie für den schuldigen, wie für den schuldlosen Theil ihr Verderbliches und Verabscheuungswürdiges, weil sie neben allen darauf bezüglichen mannhaften Tugenden: Muth, Hingabe an allgemeine Zwecke etc., auch stets die schlechten Leidenschaften entfesseln.

Wenn wir in der Geschichte der Menschheit zurückgehen, so finden wir, daß die Cultur durch Kriege um lange Zeit aufgehalten worden ist; immer machte diese Cultur in Folge der Kriege einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Auch heute noch muß von jedem höheren menschlichen Standpunkt aus der Krieg an sich verurtheilt werden, aber endlich hat sich doch die Cultur so gewaltig durch alle Hindernisse hindurchgedrungen, daß sie auch die Kriegsführenden beherrscht: wir haben Zerstörungsmittel von beispielloser Furchtbarkeit, aber wir sehen neben ihrer Anwendung die Menschlichkeit dergestalt ordnend und strafend einbegehen, daß sie die Waffenlosen schützt. Der Soldat darf nicht mehr mit persönlicher Willkür haufen, darf nicht mehr der Gier seiner schlechten Leidenschaften nachgeben. Ueber allen europäischen Kriegen waltet die gemeinsam anerkannte höhere Macht der Disciplin.

Von dieser endlich erreichten Höhe aus blicken wir mit Schauern und sittlicher Empörung auf die Kriege vergangener Zeiten, in denen

alle Wildheit, deren die menschliche Natur fähig ist, gleich einer höllischen Bestie losgelassen war. Durch alle Zeitalter seit Entstehung staatlicher Gemeinschaften geht dieser grauenvolle Zug der Bestialität. Namentlich hat das „ritterliche“ Mittelalter diese Bestialität großgezogen. Von dem Schandleben der Raubritter an bis zu den Massenkriegen des achtzehnten Jahrhunderts herauf ist sie in schrankenloser Wirkksamkeit geblieben. Damals, als man in den Fehden der Landherren die gefallenen Zuhntknechte unbegraben liegen ließ, wie in den Nachzügen der späteren Jahrhunderte war die Soldateska auf die tollsten Nothheiten förmlich angewiesen; der Soldat, welcher sich tapfer schlug, fand in der freien Bethätigung seiner persönlichen Gellüste stets seine berechnete Belohnung.

Es gab aber nicht nur eigentliche Kämpfer, welche zur Ungebühr haufen dursteten, ja sogar zu Raub, Brand und Mord angewiesen wurden, wie z. B. die Hussiten und die Schaaren des dreißigjährigen Krieges, sondern eine noch schlimmere Landplage waren die Banden, die Waffen tragend gleich Hyänen den Streitenden nachzogen, die Marodeure, „Landstörger“ etc., die selbst unter dem Deckmantel der Religion ihre Büßensünde verübten. Kein idealer oder edler Begriff: Gott, Familienbande, Mitleid, hielt jene Buben in Schranken. Da die rohe Grausamkeit in den Gesetzen grassirte, konnte man sie noch weniger in dem geflochten Treiben erwarten. Unser Bild „Kriegsbeute“ giebt ein Beispiel: unglückliche Mädchen werden von Kriagsleuten fortgeschleppt, um vielleicht nie die theure Heimat, Vater, Mutter, Geschwister wiederzusehen. Unter dem Bildstod am Wege mit dem Bilde des heiligen Dulders jammern sie vergeblich, die Räuber denken nur an sich, nicht an Gott. Beim Anblick dieser so drafischen Scene ballt sich unwillkürlich die Hand zur Faust und aus der Seele steigt ein Fluch empor; indes zieht sich ja der Fluch über die Leiden der Vorfahren durch die ganze Weltgeschichte!





Kriegsbeute. Original-Zeichnung von Adolf Liebfürst.

Die Gouvernante.

Eine Geschichte aus Oberschlesien von **Martin Bauer.**

(Schluß.)



Tilko that sehr verschämt und schüchtern, so, als habe sie noch nie in ihrem Leben auf einem Baume gegessen oder mit wilden Jungen Jagen gespielt, sie sagte kaum „Ja“ und „Nein“ und das nur mit halblauter Stimme, während Goshka in schrecklicher Unverfrorenheit die Frage that, die sie schon lange beschäftigte:

„Werden Sie uns auch am Sonntag Stunden geben?“

Darauf fing Ruschel ohne jeden vermittelnden Uebergang an laut zu heulen: er wolle nichts lernen, er brauche nichts zu lernen, und schloß mit der lebenswürdigen Versicherung: er könne das Fräulein nicht leiden.

Am Abend dieses Tages hatte sich Lucinde früh zurückgezogen, sie wollte einen Brief schreiben.

„Natürlich an die Mama,“ sagte Frau Mikowski freundlich, und Lucinde wagte vielleicht aus Respect nicht zu widersprechen.

Und nun schrieb sie, auf einen duffigen Briefbogen, der ihre verschlungene Namensschiffe trug, mit kleinen, zierlichen, vielleicht etwas flüchtigen Buchstaben:

„Mon ami!

Me voilà, das heißt: hier bin ich in dem schönen Orte mit dem unglaublich zungenbrecherischen, wohlklingenden Namen: Krzysniow. Sie können an dem ersten Tage meines Hierseins keine Beschreibung meiner Umgebung verlangen, wozu auch? C'est ennuyant — ennuyant — ennuyant, ich bin bei Bauern, das sagt Alles. Mein Herr Prinzipal ist ein Bauer, seine bessere Hälfte, die „gnädige Frau“ ist eine Bauerfrau, die Kinder, drei kleine, häßliche Jungen, sind Bauernkinder. Aber das thut nichts, ein halbes Jahr ist keine Ewigkeit, und länger dauert meine freiwillige Verbannung nicht; seien Sie überzeugt, ich halte aus und sollte ich mir an dem verzweifelt harten Möbel, das die Leute hier zu Lande so naiv sind „ein Sopha“ zu nennen, meine Rippen für ewige Zeiten beschädigen. Lucinde hält ihr Wort, und sei es noch so leichtsinnig in übermüthiger Champagnerlaune gegeben. Mon ami, ich wünschte Sie könnten meine Fenstervorhänge sehen, die eigens zu meinem Empfang aufgestellten nagelneuen Gardinen, oder die elegante Freitreppe, die zu meinem Boudoir, das sicher keine Ahnung hat was man unter Tapeten versteht, hinaufführt. „Hühnerstiege“ sagt unser gemeinsamer Freund Gersberg. Apropos, grüßen Sie ihn, den netten kleinen Kerl, und er soll der dicken Melitta nicht gar zu sehr den Hof machen. Sie streicht sich die Schminke pfundweise auf die Backen, auch außerhalb des Verus. Sagen Sie ihm das, aber verrathen Sie nicht, daß es von mir ausgeht.“

Lucinde schrieb noch lange weiter, vier eng beschriebene Seiten und dann noch auf jeden Querrand ein Postscriptum. Adressirt wurde der Brief:

„An den Lieutenant Herrn Adelsart von Finkenprung,“ ehe er in ein zweites, größeres, unscheinbares Couvert verschwand: „Frau Wilhelmine Mondstein —“ worauf Lucinde, nachdem sie ihr Haar auf etlichen Duzend Lockenwickeln untergebracht hatte, die Ruhe suchte, befriedigten Gerzens, als habe sie irgend eine lobenswerthe Heldenthat vollbracht.

Das erste Début war gewiß nicht vielversprechend, sie paßten zusammen, das gute, hausbackene Krzysniower Ehepaar und Fräulein Lucinde Mondstein, ungefähr wie Feuer und Wasser, und trotzdem, vielleicht auch gerade deshalb, ging es weit besser als man annehmen konnte, es mag wohl etwas Wahres sein an dem geheimnißvollen Reiz, den gerade Gegensätze auf einander ausüben.

In unglaublich kurzer Zeit hingen die Kinder mit begeisterter Liebe an ihrer neuen Lehrerin; Tilko versuchte ihre Sprache, ihre Manieren anzunehmen, kurz, ihr verjüngtes Ebenbild zu werden, und um die Aehnlichkeit noch treffender zu machen, schnitt sie eines schönen Tages mit Papas Papierschere ihren dicken, roth-blonden Pöps ab und versuchte die kurzen, ziemlich starren Strähne zu kühnem Lockenbau emporzuwickeln.

Es war nur ein Versuch und der Ausgang ein kläglicher: die Mama war vor Aerger außer sich, der Papa siebängelte auf beängstigende Weise mit der Reitpeitsche, und Lucinde, die den Spaß köstlich fand, hielt sich vor Lachen die Seiten.

Sie war es auch, der es endlich gelang, das aufgeregte Elternpaar durch die Versicherung zu beschwichtigen: kurz geschnittenes Haar mache noch einmal so kräftig nach, und die auf diese Weise das drohende Unheil von Tilkos schuldigem Haupte abwandte.

Tilko schlich mit den Gefühlen eines begossenen Pudels davon und bündigte mit Marziattas Hilfe ihr aufgeregtes Haupthaar, aber von diesem Tage an war sie dem Fräulein mit Leib und Seele ergeben.

Goshkas Herz war noch viel leichter zu bezwingen, sie war zufrieden, daß es nicht ganz so viele Vorfälle gab als sie befürchtet hatte, von Sonntagen erst gar nicht zu reden; daß Lucinde ein Einsehen hatte und so gut wie gar keine Extraaufgaben stellte und Mauslik, der Kinder bester Freund, jederzeit Zutritt zu ihrem Zimmer hatte, ihr auch unzweideutige Beweise seiner werthvollen Zuneigung gab. Lucinde war eine große Thierfreundin, und dafür, daß Mauslik so schauerhaft häßlich war, konnte er selbst sicher zu allerlegt verantwortlich gemacht werden, sie duldete ihn um sich, faute de mieux.

Was Ruschel anbelangt, so verhielt er sich am längsten spröde, männliche Charakterstärke kam eben frühe bei ihm zum Durchbruch; erst der Tag, der große Tag, an dem Lucinde als stolze Amasone auf Fabians Rücken erschien, besiegte auch seinen Widerstand. Reiten können, auf einem lebendigem Pferde sitzen, ohne durch Papa oder den Ruscher festgehalten zu werden, das war das Ideal seiner künftigen Träume! Seit er Lucinde als Reiterin gesehen, hatte sie auch bei ihm Boden gewonnen.

Es war im Uebrigen auch wirklich ein großer Tag in den Annalen Krzysniows, als Fabian, einen alten, mühsam nothdürftig in Stand gesetzten Damensattel auf dem behäbigen Rücken, vor den Steinufen harrte. Und dann kam Fräulein Lucinde, im dunkelblauen Reitkleide, das so knapp und eng die schöne Gestalt umschloß, die Schleppe unter dem Arme, einen hohen Gerrenhut kühn auf dem übermüthigen Lockengeringel wiegend, gleichmüthig die letzten Knöpfe an dem kleinen Stulphandschuh schießend.

Es war ein für Krzysniower Verhältnisse unerhörtes Bild und, das es glücklicherweise ein Sonntag-Nachmittag war, hatte das aus allen Thüren vorlungende Dienstepersonal Zeit, Mund und Nase nach Gebühr aufzuwerren.

Tilko, deren rothes Haar glatt hinter die Ohren gekämmt und in Scheitelhöhe durch ein einfaches schwarzes Band gehalten war, starrte mit brennenden Augen auf die schöne Erscheinung, es stand bei ihr fest, daß sie dereinst auch reiten würde; Goshka wunderte sich, daß das Fräulein einen wirklichen Glinberhut auf dem Kopfe habe, und Ruschel vergaß sogar die Finger in den Mund zu stecken, er legte beide Hände auf den Rücken und sah mit weit aufgerissenen Augen dem wunderbaren, unerhörten Schauspiel zu, indessen Mauslik in lustigen Sprüngen kaffend den braven Schimmel umkreiste, was

dessen wahrhaft klassische Ruhe jedoch nicht für einen Augenblick in's Wanken brachte.

Lucinde ließ die mit silbernem Knopf geschmückte Wette spielend ein paar Mal durch die Luft sausen, und der Herr Oberamtmann, dessen galante Ader sich in letzter Zeit auf recht erfreuliche Weise zu regen begann, trat näher heran, um dem Fräulein Stallmeisterdienste zu leisten. Lucinde ließ sich das ohne alle Ziererei gefallen, sie setzte den kleinen Fuß im leinen Spornstiefel in seine breite Hand, schwang sich mit seiner Hilfe in den Sattel und dankte dann mit einem so feurigen Blicke für seine Hilfeleistung, daß es ein Glück genannt werden mußte, daß die Frau Oberamtmann, die vom Fenster aus stille Zuschauerin war, gar keine Anlage zur Eifersucht hatte, und der Herr Oberamtmann ein leise bedächtigendes Gefühls in seinem reblischen Herzen empfand und rasch einen Schritt zurücktrat, als müsse er einem gefährlichen Zauber entfliehen.

Lucinde hatte sich sehr bald auf Fabians Rücken eingerichtet, sie klappte ein wenig an den Kleidstücken, arrangirte die Zügel und klopfte Fabian schmeichelnd den Hals, und dann setzte sich Fabian in Bewegung, ruhig und langsam anfangs, aber allmählig und ohne daß man eine besondere Aufforderung dazu seitens der Reiterin bemerkte, seine Gangart beschleunigend, bis er endlich in einen regelrechten, gar nicht so üblen Galopp verfiel. Lucinde grüßte mit der Wette zurück, sie sah schon wieder so harmlos freundlich aus, Herrn Mikowski's Befangenheit schwand und er ging, gefolgt von seinen drei Sprösslingen, vor das Gosthor, durch das Fabian mit seiner schönen Last längst verwundeten war.

Da trennte ein Graben zwei Felder von einander, Lucinde galoppierte über die Stoppeln hin, direct darauf zu, mit der deutlichen Absicht, ihn zu nehmen.

Nun gehörte es schon seit Jahren zu Fabians Gewohnheiten, grundsätzlich nie über einen Graben zu springen, sondern stets in weitem Bogen das Hinderniß zu umgehen, man hatte ja Zeit und seine Knochen wahrlich nicht gestohlen. Herr Mikowski hatte diese kleine Eigenthümlichkeit seines Leibrosses immer respectirt — Fabian war im Uebrigen ein Thier von ausgezeichneten Eigenschaften — aber Lucinde dachte anders. Sie richtete sich ein wenig höher im Sattel auf und faßte die Zügel fester, als Fabian die Absicht zu erkennen gab, auch heut seinen Grundfäßen treu zu bleiben, dann schlug sie ein paar Mal mit der Wette, die vielleicht doch nicht bloß ein Spielzeug war, wie sie eigentlich aussah, hinter sich — einen kurzen, herrischen Loderstuf ausstoßend, der so ähnlich wie „Gy“, „Nih“ klang, und plötzlich, Herr Mikowski wußte nicht wie ihm geschah, befand sich Fabian auf der andern Seite des Grabens, etwas erschrocken, wie es schien, über seine eigene Heldenthat, und Lucinde, deren grazioser Sitz gar nicht erschüttert worden, brachte ihn in eine ruhigere Gangart und lenkte zurück auf geebnete Pfade.

„Donnerwetter, Fräulein, Sie reiten aber brillant,“ sagte Herr Mikowski ungefähr eine Stunde später, als Lucinde von ihrem Spazierritt mit glühenden Wangen und glänzenden Augen heimgekehrt war, „wo haben Sie denn das gelernt? Sie sind doch nicht vom Lande, so viel ich weiß.“

„Nein, aber ich habe einen Onkel, der Landwirth ist, ich habe mich zuweilen durch Wochen besuchsweise bei ihm aufgehalten, zudem sind auch mehrere meiner Vettern Cavallerie-offiziere, wir sind zuweilen zusammen geritten. Ich hatte von jeher eine Passion für das Pferd.“

Die Erklärung klang sehr plausibel, und Herr und Frau Mikowski beruhigten sich, ungeachtet Lucindens malitiosen Lächeln, vollständig dabei und das Fräulein gewann von Tag zu Tag mehr Terrain.

Ihr feiner Tact, ihr guter Geschmack gaben bald bei Allem

den Ausschlag, sie wettreiferten Alle miteinander, ihr den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, Frau Mikowski hätte keinen Kleiderstoff mehr gekauft ohne Lucindens Rath zu hören, und seit die die Mittagsstunde Schlag zwölf Uhr für entsehrlich erklärt hatte, daß man immer erst um zwei Uhr so un bequem das immerhin für alle Theile sein mochte.

Ob die Kinder bei dieser ausgezeichneten jungen Dame etwas lernten, möge dahingestellt bleiben, wenigstens sahen sie täglich mehrere Stunden lang hüß, und das war ein Gewinn, der nicht hoch genug angeschlagen werden konnte.

So war ein halbes Jahr vergangen, Weihnachten stand vor der Thür — Tisko hatte noch nie so geheimnißvolle Geschäfte gehabt, als in diesem Jahre — als Lucinde eines Tages mit bleicher Miene und niedergeschlagenen Augen erklärte: sie habe einen Brief von zu Hause bekommen, ihre Mutter sei gefährlich erkrankt und rufe die Tochter zu sich; sie, Lucinde, würde lieber heute wie morgen abreisen.

Es ging wie ein schmerzlicher Aufschrei durch das ganze Haus — man sollte Lucinde hergeben, wie sollte man denn ohne sie fertig werden können? Selbst Frau Mikowski vergoß ein paar Thränen, aber sie war die Erste, die energisch erklärte: Lucinde dürfe keinen Augenblick zögern, und sie komme ja doch hoffentlich bald wieder. —

In Lucindens Tasche steckte währenddem der verhängnißvolle Brief. Von einer kranken Mutter war darin gar nicht die Rede, wohl aber von einer Wette, die das Fräulein glänzend gewonnen habe, und die nun in nächster Zeit gebührend mit Sect begossen werden müsse.

Lucinde hatte triumphirend gelacht, nachdem sie ihn gelesen, und sich dann vermittelst der Puderquaste die interessante Blässe angeeignet.

Am nächsten Tage reiste sie ab, mit dem Versprechen, bald wiederkommen, aber sie nahm erstaunlicher Weise ihre ganzen Effecten mit. —

In Krzosiow hat man Lucinde nicht wiedergesehen, auch keinerlei Nachricht mehr von ihr bekommen; Frau Mikowski hat sich über das spurlose Verschwinden aufrichtig geärgert, und die Kinder sind ungegogener denn je. Eine neue Gouvernante thate dringend noth, aber man ist in Krzosiow jetzt vorsichtiger geworden, man kann sich noch immer nicht entschließen.

Darüber sind Monate vergangen, und Herr Mikowski hat das Glück gehabt, Lucinde wiederzusehen. Er war zum Maschinenmarkt in Breslau, und er besuchte mit etlichen Collegen, um den Abend todt zu schlagen, den Renz'schen Circus, in dem allerei Wunderdinge zu sehen waren, unter anderen die weltberühmte Miß Arabella in ihren wunderbaren Evolutionen zu Pferde.

Nun, und diese Miß Arabella, das schöne Weib in dem kurzen Gazeröschchen und dem tief ausgehöhlten silberglänzenden Nieder, den Rosenguirlanden und dem kurzen Lockenhaar — der Herr Oberamtmann zwickte sich selbst in den Arm, um sich von seinem Wacksein zu überzeugen — es war Lucinde, die junge Dame, die ein halbes Jahr lang als Erzieherin seiner Kinder in seinem soliden bürgerlichen Hause gelebt hatte!

„O Welt! O Menschen!“ stöhnte Herr Mikowski und rief sich die Augen, ohne das Mindeste von Miß Arabellas Halsbrecherischen Künsten zu sehen.

Ein donnernder Beifallsturm schreckte ihn aus seinem Nachsinnen, er sah auf und direct in die dunklen Augen der Miß — ein kleines Schwanzen, ein kurzes Zögern — Miß Arabella nahm die Rosenguirlande von ihrer Schulter, verknüpfte sie zu einem Kranze, ein gut gezielter Wurf, und Herr Mikowski sah da, mit Rosen bekränzt, buchstäblich versteinert und alles Andere eher nie geistreich aussehend. O Welt, o Menschen! —

Zu Richard Wagners Gedenktage.

15. Februar.
(Mit Illustration.)

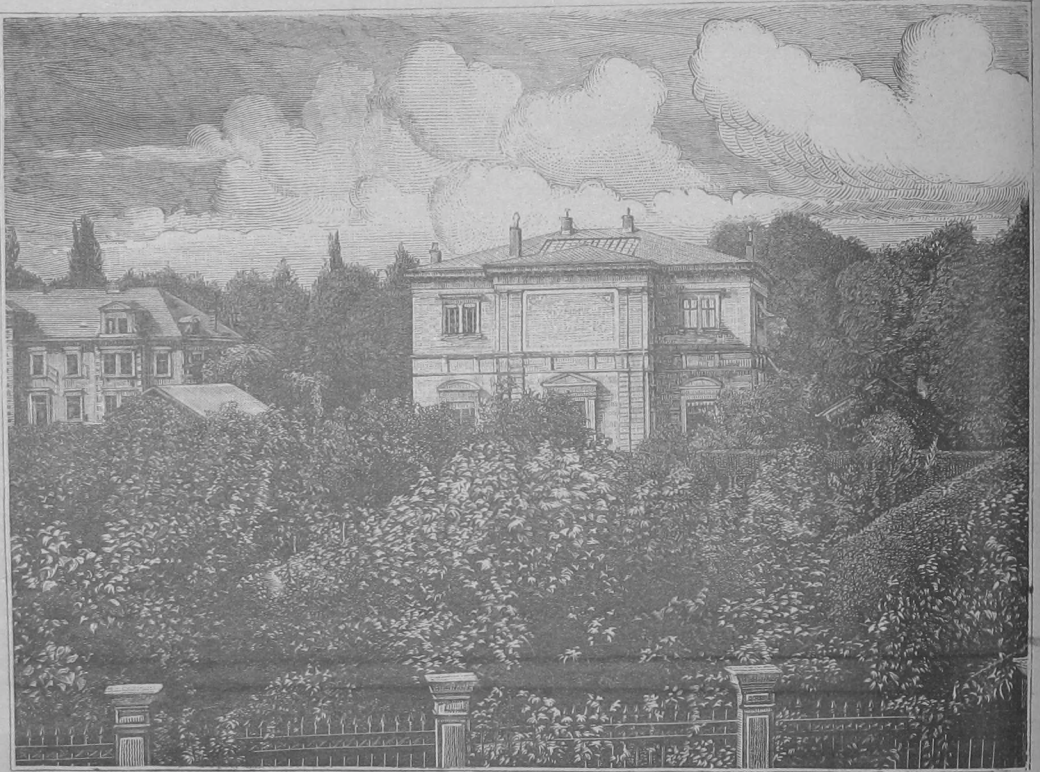
Drei Jahre sind verflossen, seitdem im Palazzo Vendramin in der Lagunenstadt an der blauen Adria der große Meister der Töne die Augen zum ewigen Schloße geschlossen hat; wie ein Bekehrter traf die Kunde von seinem Tode die Herzen aller seiner Freunde und Anhänger in Deutschland, und selbst seine Feinde und Gegner fühlten sich tief bewegt. Der alte Heinrich Laube, welcher so oft in satirischer Weise seine „Erinnerungen“ gegen den Dichter-Componisten zugespitzt hatte, schrieb darüber kurz nach dessen Tode:

„Wie hätte ich damals an den Tod des rüstigen Mannes denken mögen! Er war sieben Jahre jünger als ich. Jetzt, Februar 1883, hört mich der muntere Ton dieses Capitels, denn der unermüdliche Mann ist von unserer Welt abgerufen worden. Ueber einen Abgeschiedenen spricht man in einem anderen Tone. Man denkt nicht an seine Schwächen, man denkt zunächst an seine Vorzüge. Und wie große Vorzüge hatte er!

jubilend riefen die Kinder zum geliebten Vater: „Papa, Du wirst neunzig Jahre alt!“ riefen sie. Leider sollte ihr froher Glaube bald eine gar bittere Täuschung erfahren!

Richard Wagner hat auf dem Gebiete der Musik, besonders des musikalischen Dramas eine Reform angebahnt, welche lebendig fortwirkt und unbestreitbar ihre guten Früchte gereift hat. Was er selbst geschaffen hat, besteht; es sind Werke mit großen, gewaltigen, genialen Zügen, die sich hoch erheben über die massenhafte Musikaarbeit der mittelmäßigen Geister. Wo die unverkündeten Sterne eines Händel, Bach, Mozart, Beethoven, Weber, Mendelssohn, Schumann etc. strahlen, da wird immerfort auch Wagners Stern hellleuchten und in seinen eigenen Bahnen andere Sterne nachziehen.

Seitige Kämpfe hat der Meister bestanden, so lange er unter uns weilte, aber er hat lange genug gelebt, um Zeuge des Triumphes seiner Richtung zu sein, er hat sein Glück erlebt und insofern war er von



Richard Wagners Anwesen: Villa „Wahnfried“ bei Bayreuth.

„Abgerungen hat er seine Erfolge, abgerungen mit festerer Kenntnis und mit ausdauernder Tapferkeit. Und mögen auch nicht all' seine musikalischen Wendungen Dauer verdienen, aus großer Fähigkeit und Kraft sind sie doch entsprungen, und ihre Wirkung auf Opernmusik ist außerordentlich geworden. Darum wird dieser Kunst sein Name lange sichtbar eingepreßt bleiben.

„Auch mich, der ich ihn von Jugend auf kannte, hat diese plötzliche Todesnachricht tief erschüttert. Ein so energisches strebendes Menschenkind unerwartet ausgelöscht zu sehen, das ist ein niedererschütternder Eindruck. Er macht uns Allen klar, daß wir armselige Geschöpfe sind vor der grausam einhergehenden Natur.“

Hier noch eine kurze Mitteilung über ein ruhrendes Vorkommnis in Wagners Leben, welches die soeben citirten Worte Heinrich Laubes bestätigt. Als der Dichter-Componist vier Jahre vor seinem Tode zum ersten Male mit seiner Familie nach Italien reiste, um dort den Winter zuzubringen, versahen seine Kinder vor dem Einsteigen in den Waggon den launigen Einfall, die Ziffern der Wagennummern zu summieren, um daraus die Lebensdauer des Vaters zu erfahren — ein kleiner lebenswürdiger Aberglaube, wie der, sich vom Katak im Walde das Alter prophezeien zu lassen. Die Ziffer lautete: Neunzig. Und

der Vorsehung mehr begünstigt als alle seine berühmten Vorgänger.

Noch steht die Heimfahrt des toten Meisters lebendig vor unserer Erinnerung: sie war ein berechtigter Beweis für den Ruhm, den er sich erkämpft hatte. Was er in der Hitze des Kampfes gefehlt hat, ist nun ausgegilt, denn

„Ein mächtiger Vermittler ist der Tod,
Da löschen alle Hornesflammen aus,
Der Haß versöhnt sich und das schöne Mitleid
Neigt sich, ein weinend Schwesterbild, mit sanft
Anschmiegender Umarmung auf die Urne.“

Im Garten seiner schönen Villa „Wahnfried“ bei Bayreuth ruht er nun in der Gruft, die er sich selbst bestimmt hatte. Jeder neue Frühling weht seine Blätter und Blüten darum her, und wenn der schöne Lenz seinen Einzug hält, kommen mit ihm die Nachzügallen und singen über seinem Grabe ihr klagend Lied.

Droben aber auf der Höhe, wo er sich einst sein berühmtes Theater gebaut hat, rufen dann seine Getreuen die Festspiele, zu deren Gelingen die hervorragendsten Künstler der Nation ihre besten Talente darbringen, dem Meister und der Nation zum Ruhme, deren großer Sohn er gewesen.

Dr. Julius Glaser ✱.

(Mit Portrait.)

Der unerbittliche Tod hat um die Jahreswende drei Säulen des Rechts gestürzt, welche vor vielen anderen hoch hervorragten und zuletzt diesseits und jenseits der Reichsgrenze gleiche Chargen bekleideten: in Leipzig starb in den ersten Tagen des Januar der Ober-Rechtsanwalt des preussischen Obergerichts und General-Procurator beim Appellationsgericht zu Köln; in Dresden am 18. Januar der Generalsaatsanwalt Dr. Louis

Friedrich von Schwarze, seit 1875 in den österreichischen Adelsstand erhoben. Schwarze war am 40. Sept. 1816 geboren, er entwarf im Jahre 1849 die sächsische Strafproceß-Ordnung, und war der eifrigste Verfechter des Principes der Schöffengerichte, das auf seine Anregung in die deutsche Strafgesetzgebung Eingang fand. Ebenso hat er das Gesetz über die Geschworenengerichte im Königreich Sachsen verfaßt. Derselbe war auch Mitbegründer des deutschen Juristentages, der auf die Entwicklung der Rechtseinheit innerhalb des deutschen Staatsgebietes einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt hat; er war von der Begründung an bis in die neueste Zeit Mitglied des ständigen Ausschusses des Juristentages und mit nie verlagender Liebenswürdigkeit bemüht, die persönlichen Beziehungen zwischen den Mitgliedern der einzelnen Bundesstaaten und die freundschaftliche Annäherung zwischen den Kollegen zu vermitteln und zu fördern. In ihm vereinigte sich ein gründliches Wissen mit einer ungemein glücklichen Methode der Darstellung, die seinen Lehrbüchern, Compendien und Monographien auf dem Gebiete des Strafrechts, des Strafproceßes und des öffentlichen Rechts so großen Ankauf und weite Verbreitung sicherten. Er befand sich in genauer Verührung mit den hervorragendsten Mitgliedern der österreichischen Juristenwelt, und es wurde sein fachmännisches Gutachten bei vielen wichtigen Gesetzes-Codificationen von der österreichischen Regierung in Anspruch genommen.

Noch weit schmerzlicher aber ergriff die Millionen der Deutschen in der österreichischen Monarchie und die gesammte deutsche Nation die Kunde von dem am 26. December 1885 erfolgten plötzlichen Hinscheiden des General-Procurators und ehemaligen Justizministers in Oesterreich, Dr. Julius Glaser; denn, hatten Freiherr v. Sodenbors und Dr. v. Schwarze bereits das Greisenalter erreicht, so wurde Dr. Glaser jünglings mitten aus dem vollen Mannesleben und aus dem glücklichsten Familienkreise hinweggerissen. Der Vereingte stand erst im Anfang der fünfziger Jahre und bis in die letzten Tage seines Lebens geistvoll anregend und schaffend im Mittelpunkt einer bedeutungsvollen und vielseitigen Thätigkeit. Ohne je vorher von einer ernstlichen Krankheit ergriffen gewesen zu sein, zog er sich eine Erkältung zu, welche sich zu einer acuten verlaufenden Lungenentzündung verschlimmerte. Nur wenige Tage dauerte sein Ringen mit dem Tode. Am 26. December nahmen die Athmungs-

beschwerden so stark zu, daß der Kranke von Todesahnungen ergriffen wurde. Am Nachmittage nahm er ruhrenden Abschied von seiner Gattin und seinen drei geliebten Kindern, einem Knaben von elf Jahren und zwei Töchtern von sechs und achtzehn Jahren, und Abends halb Sechs trat der Tod ein. Sein treuester und intimster Freund Dr. Josef Unger, Präsident des k. k. Reichsgerichts, und einige andere Vertraute standen an seinem Sterbebette.



Dr. Julius Glaser war am 19. März 1831 zu Postelberg in Böhmen geboren. Er begann seine Gymnasial-Studien in Leitmeritz und studierte dann in Wien. Im Revolutionsjahre weilte Glaser an der Universität Zürich, wo er auf Grund einer Dissertation: „Vergeltung und Strafe“, am 13. October 1849, also mit achtzehn Jahren, zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Nach Wien zurückgekehrt, erlangte er am 27. März 1854 die juristische Doctorwürde. In der Zwischenzeit hatte er als neunzehnjähriger Jüngling das Wort: „Das englisch-schottische Strafverfahren“ geschrieben, womit er das erste Mal für das von ihm mit Feuerreifer vertretene Princip der Geschwornengerichte in die Öffentlichkeit trat. Auf Grund dieser und anderer wissenschaftlicher Abhandlungen habilitirte er sich im October 1854 als Privatdocent für österreichisches Strafrecht an der Wiener Universität. Zwei Jahre später wurde er zum außerordentlichen Professor und im September 1860 zum ordentlichen Professor des Strafrechts ernannt. In den folgenden Jahren erschienen seine epochemachenden Schriften „Ueber Friedensgerichte“ (1859), „Ueber die Fragestellung an die Geschwornen“ (1863), „Zur Jury-

frage“ (1865). Im Jahre 1867 wurde er zum Dean der juristischen Facultät gewählt. Im folgenden Jahre berief ihn Hofner in das Unterrichtsministerium, wo ihm bei der Schaffung der Schulgesetze eine entscheidende Rolle zufiel. Als das Ministerium Hofner abtrat, kehrte Dr. Glaser zu seinem Lehrstuhle an der Universität zurück, bis er am 25. November 1871 als Justizminister in das Ministerium Auerberg eintrat. Er blieb dann auf seinem Posten, als Stremayer die Leitung des Ministeriums übernahm, und leitete das Justizministerium bis zum Antritt des Grafen Taaffe, worauf Dr. Glaser am 19. August 1879 zum General-Procurator ernannt wurde.

Julius Glaser war einer der größten Rechtsgelehrten unserer Zeit und nahm unter den deutschen Juristen immer einen anerkannt hervorragenden Rang ein. Namentlich als Strafrechtslehrer ist er hochberühmt und hat den Gesetzeswerken der letzten zwanzig Jahre den Stempel seines Geistes mit aufgedrückt. Die in Oesterreich geltende Strafproceß-Ordnung ist sein Werk, ebenso das noch zum Theil in Berathung befindliche Strafgesetz. Ihm, als dem siegreichen Verfechter des Geschwornengerichtes, dankt Oesterreich dieses Palladium der bürgerlichen Freiheit.

Mit großer Wärme trat Glaser auch für die Abschaffung der Todesstrafe ein, und seiner Begeisterung für den großen Verteidiger dieser Idee gab er durch eine berühmte gewordene Uebersetzung der Schrift Beccarias über die Todesstrafe Ausdruck. In dem von ihm ausgearbeiteten Strafgesetzentwurf hat er die Todesstrafe auf die schwersten Fälle des Hochverrats und des qualifizierten Mordes eingeschränkt. Als Rechtslehrer war Glaser hochgeschätzt von seinen Schülern, welche die Klarheit seiner Darstellung der schwierigsten strafrechtlichen Begriffe zu rühmen wußten; als Verteidiger in Strafsachen eine Leuchte forensischer Beredsamkeit, wahrte er mit der ganzen Begeisterung, die den Vertreter des Rechtes durchdringt, überzeugend und klar das Recht seines Klienten und führte durch die Schärfe seiner Darlegung die Richter seiner Ueberszeugung zu.

Die schwierigsten Rechtsverhältnisse durchsah er mit genialem Geiste. Er war nicht nur mit der Literatur des deutschen Rechts, sondern ebenso gründlich mit der Englands, Frankreichs, Italiens vertraut. Seine Belesenheit war ohne Beispiel. Die von ihm entworfene Strafproceß-Ordnung gilt in allen europäischen Ländern als Muster. Innerhalb des deutschen Juristentages wurde ihm für ein Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft die Bearbeitung des deutschen Strafproceßes übertragen. Zugleich aber war Dr. Glaser auch ein Meister auf dem Gebiete des Civilrechts und Civilproceßes. Eine Capacität ersten Ranges, Dr. Unger, sagt hierüber in einem dem Freunde gewidmeten Nachrufe: „Mit der gesammten civilistischen Literatur war er vollständig vertraut. Wie oft habe ich über die Fülle seiner Kenntnisse, über die Tiefe seines Wissens gerade auf diesem Gebiete gestaunt! Wie oft habe ich Aufklärung und Belehrung von ihm empfangen! Er hätte jeden Augenblick Vorlesungen über österreichisches Privatrecht halten können. Es war ein Genuß und eine Freude, ihm einen schwierigen Civilrechtsfall vorzulegen. Mit unglaublicher Schnelligkeit und Sicherheit löste er den vertracktesten Knoten. Immer war seine juristische Diagnose die richtige, immer traf er den Nagel auf den Kopf. Und mit gleicher Meisterschaft beherrschte er das Gebiet des Civilproceßrechts. Er konnte nicht bloß den österreichischen und den deutschen Civilproceß gründlich, er war ebenso vertraut mit dem englischen und dem französischen Proceßrecht.“

Dr. Glaser widmete sich nur mit Widerstreben dem Kampfe der politischen Parteien, konnte sich jedoch demselben nicht entziehen, nachdem er einmal die Wehrtafel verlassen hatte. Der Wahlbezirk der innern Stadt Wien sandte ihn in den Landtag, aus dem er im Jahre 1871 in den Reichsrath gelangte. In der Debatte erwies sich Glaser als ein glänzender Redner, seinem Worte lauschte das Haus mit gespannter Aufmerksamkeit. Als meisterhafte Leistungen seiner Beredsamkeit galten seine Rede über die galizische Frage und jene aus Anlaß der Budget-Debatte bei dem Etat des Unterrichtsministeriums gehaltenen Rede über die Sprachenfrage, welche letztere wegen ihrer hohen Bedeutung im Separat-Abdruck verbreitet wurde. Als glänzender Jurist hatte er im Parlamente reiche Gelegenheit, die Schätze seines umfassenden Wissens im Interesse des Staates zu verwerten; der Richter- und der Advocatenstand begrüßten seine Ernennung zum Justizminister mit ungetheilten Sympathien, denn niemals war mit edlerer Auffassung von dem Berufe jener beiden Stände, niemals humaner von dem Losse der österreichischen Richter gesprochen worden, als eben von Glaser in jener Rede über die Sprachenfrage.

Es wäre unmöglich, mit schöneren, edleren und treffenderen Worten die persönlichen Eigenschaften des Verehrten darzustellen, als es der Reichsgerichts-Präsident Dr. Unger in seinem in der Neuen Freien Presse abgedruckten Nachrufe gethan, weshalb wir uns erlauben, die betreffende Stelle hier zum Ruhme des großen Mannes zu reproducieren:

„In wunderbarer Weise verband Glaser mit außerordentlicher Schärfe des Verstandes unendliche Güte des Herzens. Diese Verbindung prägte sich auf seinem Antlitze aus. Während die mächtige, durchgearbeitete Stirne den tiefen Denker verrieth und scheuen Respekt einflößte, blühte das Auge so mild, so gut, so freubegig, daß man sofort Vertrauen und Zuneigung zu ihm faßte. Dieser merkwürdige Mann besaß die Nüchternheit und Unverdorbenheit einer Kindesseele. Offenheit und Wahrhaftigkeit bildeten einen Grundzug seines Wesens. Sein Ja war Ja, sein Nein Nein; Falschheit und Hehl hat er nicht gekannt; ein unwahres Wort ist nie über seine Lippen gekommen. Streng gegen sich selbst, war er mild und nachsichtig in der Beurtheilung Anderer. Seine Einfachheit, Schlichtheit und Bescheidenheit waren rührend. Eine gewisse kleine Unbeholfenheit in den äußeren Formen ließ den inneren Werth des Mannes nur um so mehr hervortreten. Sein geistiges Wesen war vollkommen ausgeglichen und harmonisch; er besaß eine fast antike Heiterkeit der Seele. Ein stiller Abglanz seiner inneren Persönlichkeit lag auf dem freundlich lächelnden Gesichte, das harmlos und unbefangen in die Welt schaute.

„Diese Gleichmäßigkeit der Stimmung in Verbindung mit einer außergewöhnlichen Arbeitskraft ermöglichte es Glaser, unausgesezt und unermüdet thätig zu sein. „Alles, was wir treiben und thun, ist ein Abmühen; wohl Dem, der nicht müde wird.“ Und er ward nicht müde. Von der einen Beschäftigung ruhte er bei der andern aus. Zur Arbeit war er immer aufgelegt und gesammelt. Nach erstem Studiren oder anstrengendem Produciren griff er sofort zu einer leichteren Lectüre. Seine Belesenheit auf allen Gebieten war staunenswerth. Es gibt keine bedeutendere literarische Erscheinung, die ihm fremd geblieben wäre. Alte und neue Geschichte, klassische und moderne Dichtung, Biographien und Essays, Romane und Novellen, Times und Revue des deux Mondes, Alles las er, Alles konnte er, Alles behielt sein treues Gedächtniß. Das Gebot des Dichterfürsten erfüllte er treulich: er war edel, hübsch und gut. Er gehörte zu der alten, durch das Ueberwuchern des Nationalitäten-Principis zurückgebrachten Gemeinde der Idealisten, deren Dogma die Humanität ist. Sein Herz war edel und groß genug, um nicht bloß Mitleid, sondern auch Mitleide empfinden zu können. Wer ihn zum Freunde hatte, der fühlte sich geborgen. Allezeit war er bereit, mit Rath und That zu helfen. Je größer das Opfer war, um so freubiger und leichter brachte er es. In diesem edlen Menschen hatte sich die Pflicht zur Neigung verflärt.

„Und nun erst in der Familie! Es hat wohl nie ein schöneres Familienleben gegeben. Mit der liebenden und geliebten Gattin führte er die innigste Gemeinschaft des Lebens. In allen seinen Bestrebungen hat sie den regsten Antheil genommen, in allen seinen Unternehmungen stand sie ihm treu zur Seite. Und mit welch inniger, rührender Liebe hing er an seinen Kindern! In der günstigen Jahreszeit, da wanderte er mit Frau und Kindern durch die schöne Natur, für deren Reize sein poetisches Gemüth in hohem Grade empfänglich war. Dann setzte er sich wohl mit ihnen um einen Tisch oder unter einen Baum, zog ein Buch aus der Tasche, bald die Iliade oder die Odyssee, bald die Gedichte von Goethe oder Uhland, bald ein Stück von Schiller oder Grillparzer, und las ihnen mit seiner schönen, wohlklingenden Stimme vor. In solchen Stunden fühlte er sich am glücklichsten und wahrhaftig beseligt.“

Nun ist dieser herrliche Mann nicht mehr, das süße Band : : glücklichen Familie, die innige Gemeinschaft der Freunde ist zerissen und der Staat hat einen seiner besten Bürger verloren. Wir schließen mit den rührenden Worten des Dr. Unger:

„Sein Leben floß dahin wie ein tiefer, breiter Strom, in dem das Blau des Himmels sich spiegelt — rein und ungetrübt hat er sich nun in das stille Meer der Ewigkeit ergossen.“

Die Dauer der Schulpflicht.

Vom Königl. Kreis-Schulen-Inspector a. D. Battig.

Das Allgemeine Landrecht, Theil II, Tit. 12, § 43 ff und die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 14. Mai 1825 lassen die Schulpflichtigkeit der Kinder schon mit dem vollendeten fünften Lebensjahre beginnen, wogegen die Schulordnungen verschiedener Provinzen den Anfang der Schulpflichtigkeit auf das vollendete sechste Lebensjahr hinausdrücken. Das Ende derselben setzt das Allgemeine Landrecht auf den Zeitpunkt fest, wo das Schulkind nach dem Befunde seines Seelforgers die einem jeden vernünftigen Menschen nothwendigen Kenntnisse seines Standes sich erworben hat. Die Entscheidung des Seelforgers ist seit 1872 in vielen Landesstellen event. an den königlichen Kreis-Schulinspectoren übergegangen. Auch diese Bestimmung hat im Laufe des letzten Jahrzehntes so manche Aenderung erlitten, und es scheinen allgemeine, zweifellos zu befolgende Bestimmungen über den Beginn und das Ende der Schulpflicht ein wirkliches Bedürfnis zu sein. Es scheint so, wir aber zögern nicht mit der Behauptung, daß die Ausarbeitung und Ausführung solcher Bestimmungen einige, in der Natur der Sache liegende Schwierigkeiten darbieten werden.

Wenn man zunächst zwischen Schulfähigkeit und Schulpflicht unterscheiden will, so wird man zugeben müssen, daß die letztere nicht in Anspruch genommen werden kann und darf, wo die erstere nicht vorhanden ist. Dies ist aber der Fall bei allen Kindern, welche in Folge ungünstiger Naturanlage, schlechter Ernährung, Kränklichkeit, körperlicher Entwicklung so zurückgeblieben sind, daß sie den Strapazen der Schule nicht gewachsen erscheinen. Fragt man die Rectoren und Hauptlehrer der Stadt- und Landschulen, namentlich in armen Gegenden, die werden euch Wunderliches schildern. Die Herren Landlehrer mit Schulen, zu denen Colonien, 3, 4, 5 Kilometer entfernt, gehören, nehmen derartige elende Kinder auf, weil sie müssen, tragen sie in den Katalog ein, auch in die Absentlisten, sehen sie nur aber in den Sommermonaten, im Herbst und Winter nicht mehr. Das geschieht mit der körperlich zurückgebliebenen Kindern. Für sie und ihre Eltern liegt in der Schulpflichtigkeit eine Grausamkeit. Beim militärischen Erbfolgegeschäft werden diejenigen jungen Männer, deren Brust, Arme, Beine nicht kräftig genug erscheinen, ein Jahr zurückgestellt. Verfahre man doch in ähnlicher Weise mit allen körperlich un-

genügend entwickelten sechsjährigen Kindern. Ein Jahr zurück ist für sie ein Jahr Gewinn. Eine ebenso traurige Rolle spielen in den Unterlassen der Volksschulen die geistig zurückgebliebenen Kinder, welche den strebsamen Lehrer als eine wahre Plage, als ein Hemmnis jeglichen gesunden Fortschritts erscheinen. Sie sind es, welche den Stamm der Reperenten bilden, derjenigen Schüler, welche aus den Unterlassen nicht herausgenommen werden können, welche als Analphabeten entlassen werden müssen, wenn ihre Zeit gekommen ist.

Schüleraufnahme findet nur einmal jährlich statt, zu Ostern, bei Beginn des Schuljahres. Es sind an diesem Termin alle diejenigen Kinder aufzunehmen, welche bis Ende März das sechste Lebensjahr vollendet haben. Wer sich streng an diese Verordnung hält — und das soll doch geschehen, denn nicht zur Umgehung, sondern zur genauen Befolgung ist sie erlassen — der muß alle Kinder zurückweisen, welche nach Ende März sechs Jahre alt werden. Nur hier und da wird die Schulfähigkeit ausbessern können und müssen, in allen Fällen nämlich, wo nicht die Schulpflichtigen schon allen Klassenraum beanspruchen. Wir sind der Meinung: bezüglich dieser Verordnung muß Wandel geschaffen werden. Wie kommen Kinder dazu, ein Schuljahr verlieren zu müssen, welche, nach dem ersten April geboren, erst term. Ostern des nächsten Jahres zur Aufnahme sich nochmals melden dürfen? Wenn zu Ostern alle Kinder in die Schule eintreten dürfen, welche vorausgesetzt körperliche Kräftigkeit, im Laufe des betreffenden Jahres das sechste Lebensjahr erreichen, dann wird Weidem, der Schulfähigkeit und der Schulpflicht Rechnung getragen, dann verschwinden auch die mit dem Schulentlassungstermin bisher verbundenen Schwierigkeiten.

Die Bestimmung des Allgemeinen Landrechts über die Entlassung der Schüler ist einseitig, weil sie auf diejenigen Schüler nicht Anwendung finden kann, welche die einem jeiz vernünftigen Menschen notwendigen Kenntnisse seines Standes während der achtjährigen Schulzeit nicht angeeignet haben. Die Zahl solcher ist, namentlich in den Landsschulen, nicht gering.

Was soll mit diesen Kindern geschehen? Sollen sie nicht entlassen, sondern so lange in der Schule zurückgehalten werden, bis sie der angegebenen Forderung zu genügen im Stande sind?

Für die Entlassung aus der Schule ist das vierzehnte Lebensjahr entscheidend. Ob ein Kind ausnahmsweise vor vollendetem vierzehnten Lebensjahr aus der Schule entlassen werden könne, war vor 1872 der Entscheidung des Kreis Schulinspectors anheim gestellt.

Die unter dem Ministerium Jalk erlassenen Bestimmungen binden den Kreis Schulinspectoren die Hände und berühren in eigentümlicher Weise.

1) Unter dem 9. und 23. Februar 1878 wird kundgegeben: Kinder, welche zu Ostern eines Jahres durch acht Jahre die Schule besucht haben, deren 14. Geburtstag aber in das dritte Quartal fällt, können, wenn dringende häusliche Verhältnisse vorliegen, zu Ostern entlassen werden. Es müssen Einzelanträge für jeden einzelnen Fall gestellt werden. Alle Kinder dieser Kategorie auf einmal Ostern zu entlassen, wird nicht gestattet. Der königlichen Regierung wird zur Pflicht gemacht, diese Angelegenheit unter Controle zu halten.

Das Eigentümliche hierbei ist, daß Kinder, welche ihrer Schulpflicht voll, die vorgeschriebenen acht Jahre hindurch genügt haben, erst noch besonderer Befürwortung bedürfen, um den Schülern weitergegeben zu werden, welche nur zu oft mit Sehnsucht der Entlassung entgegenzusehen werden. Gesehlich begründet erscheint uns solche Forderung nicht.

2) Die Herren Kreis Schulinspectoren haben aber zu kräftig von dem Dispensationsrechte Gebrauch gemacht, deshalb wird ihnen dasselbe unter dem 10. Februar 1879 ganz entzogen und ihnen nur gestattet, Dispensationsgesuche nach Rücksprache mit dem betreffenden Lehrer zu prüfen und dieselben mit gutachtlicher Aeußerung versehen zur Entscheidung in jedem einzelnen Falle an die königliche Regierung einzusenden. Es kann also weiterhin, wenn die Verhältnisse günstig liegen, den Eltern als Wohlthat gewährt werden, worauf sie ein Recht zu haben vermaßen: Entlassung der Kinder nach achtjähriger Besuch der Schule.

3) Unter dem 28. Februar 1880 endlich gestattet der Minister Entlassung (durch den Kreis Schulinspecteur) aller Kinder zu Ostern, welche bis zum 30. September 14 Jahre alt werden, unter der Bedingung, daß sie die Schule 8 Jahre regelmäßig besucht und die erforderliche geistige und sittliche Reife erlangt haben. So, es wird sogar zugegeben, daß zu Michaeli auch diejenigen Kinder entlassen werden, welche im 4. Quartal 14 Jahr alt werden, unter der Bedingung, daß sie ... wie oben.

Die drei Bedingungen werden in Kurzem auch verschwinden, da wohl Niemand im Stande sein möchte zu bestimmen, was mit den Vierzehnjährigen zu unternehmen sei, wenn sie diesen Voraussetzungen weder halb noch ganz entsprechen haben sollten.

Wir werden also in nicht gar langer Zeit im richtigen Fahrwasser uns befinden: Aufnahme eines ganzen Jahrganges zu Ostern, Entlassung eines ganzen Jahrganges zu Ostern, beides durch den die Verhältnisse genau kennenden Kreis Schulinspecteur, ohne Einmischung der königlichen Regierung, welche doch wohl Wichtigeres in's Auge zu fassen hat, als solche in der Natur der Verhältnisse wurzelnde und sich selbst leicht erledigende Kleinigkeiten.

Soll der Breslauer Stadtgraben zugefüllt werden?

Ein Votum.

Es ist aus Anlaß des Processus, welchen die hiesige Stadtgemeinde mit dem Verein christlicher Kaufleute wegen des Terrains zur Verbreiterung der Zwingerstraße führt, in hiesigen Zeitungen der Vorschlag aufgetaucht, für den an die Stadt abzutretenden Streifen einen Ersatz durch Zufüllung des Stadtgrabens von der Taschenstraße an bis zum Berliner Platz zu gewinnen. Dieser Vorschlag ist bereits dahin erweitert worden, man möge nur das breite Stück Stadtgraben von der Taschenstraße an bis zur Ohlauerstraße offen lassen, dagegen alle übrigen Theile des Stadtgrabens, namentlich von der Taschenstraße links bis zur Königsbrücke zuzufüllen, mit landschaftlichen Anlagen versehen und dabei einige neue Wege-Übergänge schaffen. Man hat hingewiesen auf die so vorzüglich gelungene Zufüllung des Stadtgrabens von der Ohlemündung bis zum Ausgange der Albrechtsstraße und Umwandlung dieses Theiles in gärtnerische Anlagen nebst Verbreiterung der Straße am Ohlauufer.

Der ganze Stadtgraben außer dem breiten Theile von der Taschenstraße bis zur Ohlauerstraße ergiebt keine landschaftliche Wirkung, da der Wasserpiegel so schmal sei, daß er nur in's Auge falle wenn man hart am Ufer gehe etc. Die Zufüllung und Umwandlung in gärtnerische Anlagen sei ein Gewinn sowohl in ästhetischer wie in hygienischer Beziehung.

Man hat auch auf Leipzig hingewiesen, welches durch Zufüllung seines (trockenen) Stadtgrabens seine schönsten Plätze gewonnen habe. Glücklicher Weise besteht dieser ganze Plan nur in einer privaten Theorie und es wird hoffentlich noch viel Wasser durch den Stadtgraben fließen, ehe die Theorie der praktischen Ausführung nahe gebracht wird. Denn es lassen sich entscheiden ganz gewichtige Gründe gegen den Plan geltend machen. Was im Interesse der Aesthetik, der Gesundheit und des Straßenverkehrs für die Zufüllung des Stadtgrabens am Besten angeführt werden konnte, trifft bei den übrigen Theilen nicht zu. Es kann aber auch hier gleich erwähnt werden, daß der offen gelassene Wasserriempfen neben der städtischen Turnhalle hier den allergeringsten Eindruck macht und daß gerade da eine gänzliche Zufüllung sich empfehlen ließe.

Von der Ohlauerbrücke an bis zur Königsbrücke sind die Straßen an der äußeren Promenade breit genug, sie genügen dem Verkehr vollständig und wirken, in Verbindung mit den anliegenden Gebäuden und den Alleen, ästhetisch genug. Fast man aber das Gesamtbild, die innere und äußere Promenade mit ihren wohlgepflegten Anlagen und den dazwischen liegenden Wasserpiegel mit seinen bepflanzten und be-rasteten Böschungen in's Auge, so wüßten wir nicht, was landschaftlich ästhetischer wirken könnte.

Es ist noch sehr die Frage, ob nicht so breite gärtnerische Anlagen, wie sie jetzt an der Turnhalle geschaffen sind, einzeln um die Stadt geführt den Eindruck der Monotonie machen würden, oder ob nicht ein Puschwerk entstände, da der Gartenkünstler mit den schon vorhandenen beiderseitigen Alleen rechnen müßte, — oder wollte man diese etwa auch reconstruieren?

Der Hinweis auf Leipzig trifft nicht zu; diese Stadt war durch ihre alten Festungsmauern eng eingeschloßen und luftlos, ehe ihre Promenade, ihre landschaftlichen Anlagen am Niedern Park, am Schwanenteich und hinter der Fleischergasse, ihr Töpferplatz, Augustusplatz, Roßplatz, Obstmart etc. geschaffen waren.

Der zuletzt, in den vierziger und fünfziger Jahren zugeführte Theil des Leipziger Stadtgrabens vom Petershor bis zum Augustusplatz bildete in ästhetischer Hinsicht einen Schandfleck, der je eher je besser beseitigt wurde; er diente in seiner Tiefe zum Wäsche-trocknen, zu Seidenbänken etc., und an Stelle der früheren elenden Häuserreihe am inneren Rande des Grabens erheben sich jetzt die prachtvollen Gebäude der Schülerstraße. Aber auch dort hat man keine flache Anlage schaffen mögen, sondern der Einförmigkeit durch einen künstlichen Hügel und landschaftlich geschnittenen Abhängen vorzubeugen gesucht.

Breslau hat bereits Promenaden, wo früher die einschneidenden Festungsanlagen sich befanden, und diese Promenaden sind viel schöner als die in Leipzig vor vielen Jahren auf dem Festungsterrain entstandenen. Breslaus Stadtgraben aber, wie er angelegt und gepflegt ist, bildet ein Unicum, um welches manche deutsche Stadt Breslau zu beneiden Ursache hätte.

Der Hinweis auf die Hygiene ist ganz wirkungslos — wir glauben nicht, daß der Stadtgraben mit seinem steten Zu- und Abfluß ungesund sein könnte; im Gegentheil ist frisches Wasser in Gemeinschaft mit den sauerstoffreichen Promenadenbäumen der öffentlichen Gesundheit förderlich, und im Winter ist der Stadtgraben für den zur Gesundheit unserer Bevölkerung dienenden EisSPORT geradezu unentbehrlich und unerlässlich. Hygienisch würden neue landschaftliche Anlagen nur dann wirken, wenn sie sehr reich mit schattenspendenden Bäumen bepflanzt würden, dann aber rede man nicht mehr von einer großartigen Perspektive zu beiden Seiten der Schneidnißstraße — die Pflanzungen würden den freien Ausblick verbeden.

Ebenso wenig kann von einem Nichtstehen der schmalen Theile des Wasserspiegels des Stadtgrabens die Rede sein: die jetzigen gesammelten Anlagen sind eben so, daß man sich liberal nahe an den Böschungen zu bewegen hat.

Was die Uebergänge betrifft, so ergibt sich die Nothwendigkeit einer eigentlichen Straßenverbindung doch nur von der Antonienstraße aus nach dem Nicolaistadigraben resp. Berliner Place. Eine Fortsetzung der Museumsstraße nach dem Palaisplatz kann doch nur für Fußgänger Interesse haben, denn an eine verbindende Fahrstraße ist hier nicht zu denken. Für Fußgänger könnte aber ein hübscher luftiger Steg angelegt werden, der seinen unangenehmen Eindruck machen und nicht die unnützlich hohen Kosten herbeiführen würde, welche allein die Zufüllung und Canalisirung des Stadtgrabens, geschweige denn die Umwandlung in künstliche landschaftliche Anlagen erforderte. Diese Kosten würden sich auf viele Tausende belaufen und Breslau ist weder

so reich, um aus einem bereiten Säckel die Kosten bestreiten zu können, noch ist seine Bevölkerung so wenig belastet, daß sie ohne große Opfer, die man ihr süßlich nicht zumuthen kann, für eine bloß neuerungs-süchtige Idee eintreten möchte.

Es kommt aber noch hinzu, daß durch das Hineinschieben der Umpflanzung des Zwingergartens in die Promenade eine sehr unschöne Unregelmäßigkeit der Linien entstehen würde, um so auffallender, als man doch den Stand der Gebäude an der Schneidniß-, Weiden- und Zwingerstraße, Christophsstraße, Generallandschaft etc. nicht verändern könnte. Wozu auch einer Privatgesellschaft eine Concession der Art machen, daß sie ihr Grundstück störend in den Lauf der öffentlichen Wege hineinschieben dürfte!

Es läßt sich noch ein Utilitätsgrund anführen. Jede große Stadt ist glücklich zu preisen, wenn sie reichlich und an mehr als einer Seite mit natürlichen Wasserläufen versehen ist. Zwar ist in unserer Zeit die Technik der künstlichen Wasserleitungen weit vorgeschritten und auch Breslau erfreut sich der praktischen Verthätigung aller dieser Fortschritte, aber es ist doch nicht ganz unmöglich, daß einmal eine partielle große Störung der Leitung eintreift und daß bei einem großen Brande — vor dem Gott die Stadt behüten möge! — der Inhalt des Stadtgrabens dann relativ als ein Segen anzusehen ist.

Alles in Allem lassen sich besondere Vortheile von dem neuen Plan für Breslau in keiner Weise erwarten.

Breslau, 24. Jänner 1886.

Friedrich der Große und der Bergbau zu Goldberg.

Mittheilung von Otto Ziebig.



Im vergangenen Jahre meldeten die Zeitungen, daß in der Stadt Goldberg in Schlesien durch einen dortigen Bürger der Bergbau auf Gold wieder in Angriff genommen worden sei. Ein eigenthümliches Spiel des Zufalles ist es zu nennen, daß genau 100 Jahre vorher, also im Jahre 1785, das Goldberg Bergwerk auf Veranlassung Königs Friedrichs des Großen einging und außer Betrieb gestellt wurde. Während am Anfange des 12. Jahrhunderts die Gewinnung von Gold aus den dortigen Bergwerken eine äußerst ergiebige war, so daß um das Jahr 1212 wöchentlich bis 150 Pfd. aus den Tiefen der Erde gebracht wurden, verfiel der Bergbau von Jahr zu Jahr immer mehr, besonders auch, nachdem im Jahre 1241 bei der unglücklichen Mongolenschlacht bei Wahlstatt gegen 600 Bergknappen theils fielen, theils gefangen nach Asien geschleppt wurden. Noch einmal hob sich der Bergbau zwar wieder, als aber am 25. März 1431 die Stadt Goldberg durch die Hussiten eingeschloßen und zerstört wurde, war sein Ende besiegelt und kein Verfall nicht mehr aufzuhalten.

Als nun König Friedrich der Große Schlesien erobert hatte und Goldberg eine preussische Stadt geworden war, erstreckte sie sich der östlichen Umsehung des Königs, welcher ihr sehr gewogen war und nach dem Brande am 21. Mai 1769 ein Gnadengeschenk von 1630 Thaler, nach dem Brande am 16. Juli 1772, durch welchen über 60 Häuser in der Oberstadt eingeschloßen wurden, sogar 60 000 Thaler und den Tuchmachern beinahe 1700 Thaler bewilligte. Bei jedem seiner Besuche erkundigte er sich stets eingehend nach den Verhältnissen dieser Stadt und wollte namentlich das eine Mal ganz genaue Aufschlüsse über das eingegangene und längst verfallene Goldbergwerk haben. Der hochweise Rath der ehrsamten Stadt war aber auf diesem Gebiete wenig oder gar nicht bewandert, desto besser aber der Aelteste der Schneiderinnung, Namens Rade, welcher außerdem das Amt eines Kreis-Tagorators verwaltete. Dieser wurde vor den König beordert und gab ihm geüßenden Bescheid, so daß er sich des ganz besonderen königlichen Dankes zu erfreuen hatte. Außerdem bestimmte der König ausdrücklich, ihn bei jedem seiner späteren Besuche zu sprechen. Wiederholt ließ er sich von Rade nach dem sogenannten Hofschele, der Viehwiede und dem Galgenberge führen und besichtigte mit regem Interesse jene Punkte, auf denen der Goldbergbau besonders betrieben worden war. Köstlich befahl er, umgekehrt den Bergbau wieder aufzunehmen und erwählte sich zur Ausführung seines Befehles keinen Anderen als den Schneider Rade. Obgleich dieser den König darauf hinwies, daß er von dieser Angelegenheit doch nichts verstehe, weil ihm die sachmännischen Erfahrungen fehlten, ging der König von seinem Vorhaben nicht ab, stellte vielmehr in aller Form ihm das Patent als „Hauptmann von dem Bergwerke“ aus und versprach ihm, vom Bergamte Vergleute zu senden, welche er unter strenger Aufsicht zu halten habe. Außerdem sollte kein gelernter Bergmann die Rechnungen etc. führen, „denn“, sagte Friedrich, „die Kerls sind mir zu geschäft, und das Gold ist eine heilige Sache, die ihnen an den Händen kleben möchte!“ Deshalb lag das Rechnungswesen allein dem Rade ob. Wie groß nebenbei auch des Königs Fürsorge und Interesse für die Tuchmacherei war, geht aus dem Umstande hervor, daß Friedrich es strengstens seinem neuen Berghauptmann unterjagte, gelernte Tuchmacher als

Arbeiter im Bergwerke anzustellen, damit ersterem Gewerbe ja nicht Arbeitskräfte entzogen würden.

Kurze Zeit nach dem Entschlusse des Königs trafen nun die vom Bergamte beordneten Vergleute in Goldberg ein, u. d. bald entfaltete sich in dieser Stadt ein ruhiges Leben. Bohrungen wurden vorgenommen, Schächte und Stollen ausgegraben und alle technischen Einrichtungen jener Zeit in ausgedehntester Weise erprobt und zur Anwendung gebracht. Mit gereizter Spannung sah die damalige Bürgerschaft und die gesamte Umgebung von Goldberg auf das neue Unternehmen. Wenn ein altes Sprichwort sagt: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand“, so paßte dies auf den Berghauptmann Rade. Obwohl seines Zeichens ein Schneider, vermochte er sich doch so gut in sein neues verantwortungsvolles Amt, in welches ihn die Gnade und das Vertrauen seines Königs berufen hatte, zu finden, daß man allgemein staunte. In treuere und bessere Hände hätte die Leitung des Ganzen gar nicht gelegt werden können, und das mochte wohl auch der Scharfsicht des großen Königs erkannt haben. Leider blieb aber die erhoffte Ausbeute des Bergwerkes hinter den anfänglich gehegten Erwartungen und Voraussetzungen in sehr bedenklicher Weise zurück. Rade verheißte dies dem Könige durchaus nicht, doch dieser befahl, den Bergbau weiter fortzusetzen. So ging es bis zum Jahre 1785, obgleich nach den sehr sorgfältigen Berechnungen des Rades der Dukaten nach damaligem Münzwerthe auf 3 Thaler 15 Groschen zu stehen kam, Einnahme und Ausgabe mithin einander nicht deckten.

Im Monat August genannten Jahres beehrte der König die Stadt Goldberg wieder mit seinem Besuche, und der Berghauptmann Rade wurde vor den König gefordert, um diesem genauen Bericht über den Stand und die Ergebnisse des Goldbergwerkes zu erstatten. Der Bericht verhehlte die ungünstige Lage des Bergwerkes in keiner Weise, und Friedrich der Große mochte wohl einsehen, daß es sich nicht lohne, den Bergbau weiter betreiben zu lassen. Er ließ dem wackeren, treuherzigen Rade seine volle königliche Anerkennung zu Theil werden und schenkte ihm das gewonnene Gold, welches Rade dem Könige zu überreichen gedachte. Außerdem belohnte er seine treuen Dienste dadurch, daß er im Jahre 1786 das Radesche Haus neu bauen ließ. Es ist dies das Eckhaus am Niederthore in der Liegnitzerstraße. Der Bergbau wurde 1785 definitiv eingestellt und hat genau 100 Jahre geruht, bis, wie am Eingange erwähnt, im Jahre 1885 ein neuer Versuch gemacht wurde, selbigen wieder aufzunehmen. Wird derselbe ein lohnender sein, so daß Goldberg auch in unserer Zeit seinen Namen mit vollem Rechte trägt und wieder in die Reihe der Bergwerksstädte aufgenommen wird? Wer will es vorher wissen? Ruhen wir aber den erneuten Bemühungen und Anstrengungen ein herzlich „Gut auf!“ zu, damit der Segen des schlesischen Bergbaues auch dieser oft und recht schwer geprüften Stadt, welche die Perle im Nahbachtale ist und durch die neue Bahnverbindung mit der Hauptstadt des Reglements bezirkt und darüber hinaus nun besserem Aufschwunge entgegen sehen darf, zu Theil werde. Ohne Zweifel mögen aber gewiß noch heute in der Umgegend der Stadt, wenigstens in der Tiefe der Erde verborgen, Schätze jenes edlen Metalles verborgen liegen, welches der Stadt einst den Namen gegeben hat.

Heute gilt, was fremd und echt;
Echtes Bier und fremden Styl
Will das heutige Geschlecht,
Denn das Eigne gilt nicht viel.

Durch die Spiegelscheiben fällt
Gar zu hell des Himmels Licht —
Lieber sehn die ganze Welt
Wir vor Kuhenscheiben nicht.

Hilrich Seidel.

Die Winterfreuden unserer Jugend.

(Mit Illustration.)

Bei allen Völkern, deren Klima im Winter Schnee und Eis bringt, bildet der Schnee- und Eisport das beliebteste Vergnügen der jüngeren Generationen. Im hohen Norden wird das Weitlaufen auf Schneeschuhen betrieben. Mit Windeseile geht es über die Bergabhänge thalab, oft mit den gewagtesten Sätzen. Das Herz der Schneeschuhläufer ist voll Muth und Lust und ihre Beinmuskeln sind gestärkt.

In Nord- und Mitteldeutschland wird der Wintersport nicht minder lebhaft geübt. Wo die Gegenden bergig sind, fährt die Jugend auf Handschlitten bergab. In flachen Gegenden spannen die munteren Knaben und Mädchen sich selber vor den Schlitten und ziehen einander über die glatten Schneebahnen. Ueberall aber, wo es eine Eisbahn giebt, tummelt sich die jugendliche Welt auf Schlittschuhen. Dieser Sport ist hygienisch mindestens ebenso wichtig und werthvoll als das Turnen, er stärkt Lungen und Glieder und treibt das Blut rascher durch die Adern, er härtet gegen rauhe Witterung ab und erzieht dem Staate gesunde Mitglieder.

Unsere Jugend bedarf keiner besonderen Anregung, um sich der Kunst des Eislaufes hinzugeben, wohl aber fehlt es in vielen leitenden Kreisen noch am rechten Verständniß für die Bedeutung des Eisports. Seitdem das Eis ein Industrie-Artikel geworden ist, geht man in vielen Orten rücksichtslos mit der Zerstörung der Eisbahnen vor, indem man die Gewinnung des Eises verpachtet und nicht danach fragt, ob der Jugend ein Plätzchen bleibt, wo sie sich mit ihrer herrlichen Kunst tummeln kann. Wir erinnern uns eines Falles unter vielen. Leipzig gehört zu denjenigen Großstädten, welche sich in ihrer Umgegend zwar allerlei kleiner Gewässer, aber keiner räumlich sehr ausgedehnten Eisbahn zu erfreuen haben. Zwei Teiche in und bei der Stadt, der Schwanen- und der Rosenbaltich, kommen bei der Masse der jungen fabriklustigen Welt kaum in Anschlag. Es gab dann noch die Eisbahn auf der Pleiße nach Connewitz. Der Weg dahin war weit genug, aber es war doch eine Bahn. Und was geschah? Eines schönen Tages wurde das Eis für den Keller verpachtet und die Fischer - Armung, welche den Eisport in ihrem Nutzen pfliegte, mußte einen Proceß anstrengen, indem sie aufstellte, daß der Fischstand durch das Eisaufhauen gestört werde. Einseiner gedent noch mit einer unbefaglichen Empfindung der Zeit, wo er mit seinen Knaben fast eine Stunde weit gehen mußte, ehe er sie auf eine dürftige Eisbahn bringen konnte.

Auch in Breslau sind kluge Leute jetzt auf die Idee gekommen, es sei für die Herren Landschaftsgärtner im Dienst der Stadt eine hübsche Aufgabe, den Stadtgraben zuzufüllen und mit trocknen Anlagen zu versehen. Auf dem

Eise des Stadtgrabens aber tummeln sich im Winter tausende von Kindern den Eislauf treibend, zum Nutzen ihrer Gesundheit. Daß diese Tausende um ihr höchstes Wintervergnügen und um eine überaus wichtige hygienische Übung gebracht werden würden, wenn man die Idee der Zufüllungslustigen ausführt, daran scheinen die Herren nicht zu denken. Und so giebt es der ähnlichen Fälle, in denen man an maßgebender Stelle Lust und Wohl der Jugend, Gesundheit der kommenden Generationen hintenan setzt. Unter solchen Umständen sollte der Eislauf zu einem wenigstens facultativen Zweige des Turnens gemacht und die Erhaltung einer guten Eisbahn ebenso vorgeschrieben werden, wie die Anlage von Turnplätzen.

Große Städte gehen mindestens insoweit mit einem guten Beispiele voran, als sie Eisflächen zum Zwecke der Anlage von Eisbahnen an Privatunternehmer verpachten. Dabei werden freilich die armen Kinder benachtheiligt, welche nicht in der Lage sind, sich das Recht des Bescheidens der Eisbahn zu erkaufen. Das ist ein belangenswerther Mangel, der je eher desto besser abgestellt werden sollte. Denn wenn der Eisport ein Gegenstand der öffentlichen Gesundheit ist, so dürften die Armen am allerwenigsten davon ausgeschlossen werden, da für diese die Stärkung der Körperkraft eine Lebensbedingung ist.

Es ist ein großer Segen, daß sich in neuerer Zeit auch die weibliche Jugend lebhaft am Eisport betheiligt. Mancher Fehler in der Erziehung der Mädchen wird durch die



Am Schner. Original-Holzschnitt nach einer Photographie.

körperliche Übung des Eislaufes weit gemacht. Dies ist ein vorzügliches Mittel gegen Verbildung des Körpers und Fleischsucht. Darum fort mit allen Vorurtheilen hinsichtlich der Erziehung der weiblichen Welt und frisch hinaus zum Eisport, wobei es allerdings rathsam ist, stets für eine gute wohlfahrtspolizeiliche Beaufsichtigung der Eisbahnen zu sorgen. Von besonderem Reize sind die Eisfeste in großen Städten bei Muth und elektrischer Beleuchtung, gleichsam Eislauf-Bälle, an welchen sich die reifere Jugend mit Entzünden theilhaft und wobei sie besser gedeiht, als wenn sie sich in überhöhten Sälen in tollen Tänzen drehte.

Die sorgfältigste Pflege des Eisports kann nicht dringend genug empfohlen werden.

Schlesische Chronik.

Breslau. Wir haben hier im laufenden Jahre zwei Ausstellungen zu erwarten: am 30. März eine vom kynologischen Verein „Nimrod Schießen“ arrangirte Provinzial-Ausstellung von Jagdhunden (in der Bernhardt'schen Reitbahn, Taubenkiefstraße 9), und im September eine allgemeine schlesische Obst- und Gartenbau-Ausstellung, an welcher alle schlesische Gärtner und Gartenbesitzer sich betheiligen können. Das Programm der erstgenannten Ausstellung bezeichnet als Zweck: einen Ueberblick über das in der Provinz befindliche Material an Jagdhunden zu gewinnen. Es soll dadurch auch weiteren Kreisen Gelegenheit geboten werden, ihre Jagdhunde vorführen zu können. Die Ausstellung wird sich in folgende Gruppen gliedern: I. Abtheilung. Vorstehhunde. Klasse 1 und 2. Kurzhaarige deutsche Vorstehhunde. Hunde und Hündinnen. Klasse 3 und 4. Langhaarige deutsche Vorstehhunde. Hunde und Hündinnen. Klasse 5 und 6. Stichelhaarige deutsche Vorstehhunde und Griffons. Hunde und Hündinnen. Klasse 7 und 8. Pointers. Hunde und Hündinnen. Klasse 9 und 10. Englische Setters. Hunde und Hündinnen. Klasse 11 und 12. Schottische Setters (Gordons). Hunde und Hündinnen. Klasse 13 und 14. Frische Setters. Hunde und Hündinnen. II. Abtheilung. Schweifhunde. Klasse 15 und 16. Hunde und Hündinnen. III. Abtheilung. Dachshunde. Klasse 17 und 18. Hunde und Hündinnen. IV. Abtheilung. Fox Terriers. Klasse 19 und 20. Hunde und Hündinnen. Gerichtet wird von einem Preisrichter-Collegium. In jeder Klasse wird ein I. Preis in Höhe von 30 Mk., nebst einem Ehren Diplom bewilligt. Anmeldungen zur Beschickung der Ausstellung find an den Secretär des Vereins, Georg Köhl, Breslau, Herrenstraße 5, franco zu richten; derselbe wird die Anmeldungsformulare aufstellen, die bis zum 20. März ausgefüllt zurückzusenden sind. Ernährung und Pflege der Hunde übernimmt der Verein auf seine Kosten. Standgeld ist nicht zu entrichten. Kranke Hunde werden ausgeschlossen. Von der Einföndung bössartiger Hunde bittet man Abstand zu nehmen. — Das Programm der zweitgenannten Ausstellung werden wir in einer späteren Nummer noch mittheilen.

Glag. Am 29. Januar verhandelte die hiesige Strafkammer gegen den seit dem Jahre 1878 am Programmnasium zu Frankenstein angestellten, 43 Jahre alten technischen Lehrer Josef Jüttner, der auf Grund des § 340 Str.-G.-B. angeklagt war, in Ausübung seines Amtes als Lehrer und mit Ueberbreitung des Zuchtigungsrechts sechs Schüler aus den Klassen Sexta und Quinta vorsätzlich körperlich gemißhandelt zu haben. Wie die Anklage behauptete und auch die Beweisaufnahme (Vernehmung von 19 Zeugen) ergab, hat der Angeklagte die betreffenden Schüler meist ohne jede Veranlassung bald mit dem Violinbogen, bald mit dem 1 Fuß langen und an seinen Enden mit Eisenbein eingefassten Taetschlägel, bald mit einem 1½ Meter langen Reigeholz, bald auch mit der Faust wiederholt auf den Kopf, in das Gesicht und in den Rücken dergestalt geschlagen, daß sie die empfindlichsten Schmerzen und oft auch erhebliche Verletzungen erlitten. So hat der Angeklagte auch am 11. Mai v. J. den 13 Jahre alten und schwächlichen Sohn des Gutsbesizers und Amtsvorstehers C. aus Gr. wald 20mal mit der Faust in den Rücken gestoßen und geschlagen, so daß derselbe die heftigsten Schmerzen erlitt, trotzdem noch turnen mußte, dabei aber von Schmerz und Muthigkeit übermannt von der Leiter stürzte. Der arme Knabe hat mehrere Wochen krank im Bette gelegen und wird von den Aerzten auch heut noch nicht für geheilt erklärt. Derselben konnten auch noch kein Urtheil darüber abgeben, ob der Knabe in Folge der erlittenen Körperverletzungen nicht doch noch in Siechthum, Lähmung oder Geisteskrankheit verfallen dürfte. Der Staatsanwalt beantragte eine Gesamtsstrafe von vier Jahren Gefängniß und sofortige Verhaftung des Angeklagten; der Gerichtshof dagegen verurtheilte denselben nur zu 18 Monaten Gefängniß und lehnte den Antrag auf Verhaftung ab.

Ein neues Jagdgewehr hat der durch sein landwirthschaftliches Werk: „Erfahrungen in der Ackerboden-Cultur der Neuzeit“, sowie durch die Erfindung des Wegehobels bekannte Rittergutsbesitzer Weber zu Hummel-Wald erfunden. Dieses Gewehr soll alle bisherigen Jagdgewehre in der erfolgreichen Wirkung des Schrotschusses übertreffen, so daß es möglich ist, das Wild, auf welches in richtiger Weise geschossen wird, mit großer Sicherheit zur Strecke zu bringen. Daher der Erfinder dieses Gewehr „Strede-Gewehr“ benannt hat. Mit diesem „Strede-Gewehr“ ist die Jagd auf Rebhühner bis auf 100 Meter Entfernung sicher im Erfolge als mit der Wäsche. In der „Illustrirten Jagd-Zeitung“ in Leipzig veröffentlichte vor zwei Jahren Herr Weber seine dreißigjährigen Erfahrungen über den Brand der Schrotgewehre, dies rief einen heftigen Widerspruch von Seiten mancher Gewehrfabrikanten hervor, fond aber große Zustimmung bei vielen Jägern des In- und Auslandes. Gestützt auf die vielen ihm zugegangenen Beobachtungen über den Schrotschuß der Jagdgewehre auch von anderen erfahrenen Jägern, hat Herr Weber sich veranlaßt gesehen, selbst die Construction von Jagdgewehren in die Hand zu nehmen. Herr Wüchsmacher Worfisch in Liegnitz ist mit dem Erbauen der „Strede-Gewehre“

betrant; derselbe hat bereits die silberne Medaille auf der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Götting für seine dort ausgestellten Jagdgewehre erhalten.

Zur Warnung. Unter den Schülern sowohl der Volks- als der höheren Schulen herrscht jetzt vielfach ein so rüder Ton, daß endlich energisch dagegen eingeschritten werden sollte, und zwar mit gehörigen körperlichen Strafen. Sehr häufig fallen ganze Klassen, oder doch größere Anzahlen von Schülern über einzelne Schwächere her, welche zum Stillsitzen dienen, und prügeln sie durch oder peinigten sie auf andere Weise. In Berlin kam es dieser Tage vor, daß zwei Gymnasiasten einen dritten auf der Straße anfielen, in den Schnee tauchten und sein Gesicht mit Schnee wuschen. Der in dieser Weise mißhandelte Knabe kam, über heftige Gesichts- und Augen Schmerzen klagend, nach Hause und ist noch in derselben Nacht erblindet. Der Hausarzt ordnete die Ueberführung des Patienten nach der Universitäts-Augenklinik an, wo sich der Patient jetzt befindet. Der Director der Klinik giebt wenig Hoffnung auf Wiederherstellung.

Aus alten Koppenbüchern. Im Jahre 1736 kam der Hirschberger Buchdrucker Dietrich Krahn auf den Gedanken, unter dem Titel: „Vergrünzte und Unvergrünzte Reisen auf das Weltberufene Schlesische Riesengebirge“, die in einem in einer der Wälder auf der Riesentoppe ausgelegten Buche von 1636 bis 1737 niedergeschriebenen Bemerkungen und Reime der Besucher Wort für Wort abdrucken zu lassen. Sein 362 Quartseiten umfassendes Werk fand, trotz des darin aufgeführten, meist nicht lezenswerthen Zeugens, Anklang und Absatz. Die erträglichsten Eintragungen dürften die nachfolgenden sein:

Ein Holländer trug 1703 folgendes ein:

Om de kiken krom eek opp
Den so herommbten Riesencop,
Het rarste wat eek darop sag,
Water grote steen en mager gras.

Auf Deutsch:

Um zu gucken, stieg ich auf die berühmte Riesentoppe.
Das Karste, was ich da oben sah,
Waren große Steine und mageres Gras.

Naive Denkprüdige sind ferner:

Friedlich leben, Niemand hassen,
Leben und auch Leben lassen.

„O Berg, du bist zwar hoch, jedoch kein Ararat,
Auf welchem Noah's Schiff vorher gekrandet hat.
Man fragt vielleicht: woran ich dieses merk' und sehe?
Wär Noah hier gewest, so hätt' er in der Nähe
Hier ohne Zweifel auch die Reben eingeseht,
Mit deren Blüthe sich der Mensch so gerne tränk.
Ihr Herren kommt und trinkt den mitgebrachten Wein,
Laßt Canglern in der Noth hier Curen Noah sein.“

(Der Eintragende hatte Cangler unterzeichnet.)

Eine andere Einzeichnung beginnt:

„Du Wunder der Natur und auch zugleich der Schreden.“

Auch einige Dialektlichtungen sind vorhanden, z. B.:

Woß hobt ma denn nu noch dervoßn,
Daß ma die Reee hott getoßn?
Mei Trankgeld is a Falkenstein,
An unerhürte müde Beer.

Einige sind das gebrochene Deutsch von Franzosen, z. B.:

„Iz komm dir mit mehr auf dieß böß Werk so hot,
Lieber triech ik auf das Kirchhof in der kalte Lot.“

Auch einer bemerkenswerthen Anekdote sei gedacht, die sich in der Sammlung vorfindet, nämlich:

Pompejus Magnus kam einstmals in den Palast des Lucullus, welcher an einem Orte, der mit hiesiger Gegen Vieles gemein hatte, kostbar angelegt war. Da gesah ihm Alles wohl, nur sagte er: Optime procul dubio hic habitatur aestate, sed quomodo hyemem toleras? Lucull antwortete: Num me putas avium prudentiam non assequi, quarum nonnullae hyeme ingruente sedes mutant?

.Zu Deutsch:

Ohne Zweifel wohnt sich's im Sommer hier sehr gut, aber wie machst Du's im Winter? — Denkt Du nicht, daß ich so klug bin wie die Vögel, von denen mehrere im Winter ihren Aufenthalt verändern?

Für's Haus.

Zweitschneewein. Dr. J. Neßler giebt zur Bereitung desselben folgende Vorschrift: 100 Pfd. Zweitschneewein werden zerstampft; die Steine dürfen nicht zerstoßen werden; am besten entfernt man sie vor dem Zerstampfen. 50 Liter Wasser, 20 Pfd. Zucker, 10 Liter gährender Trauben- oder Obstwein werden gemischt, oft gut durcheinander gerührt und jedesmal wieder bedeckt, um die Luft abzuhalten. Nach 8 Tagen wie neuer Obst- oder Traubenwein. — Statt des Traubens- oder Obstweines kann man auch Säfte von solchen Weinen zusetzen. Dieses Getränk bekommt die Stärke, d. h. den Weingeistgehalt eines schwachen Tischweines. Will man ihn stärker haben, so muß man mehr Zucker zusetzen. Ueber die Haltbarkeit eines solchen Getränkes habe ich noch keine Erfahrung; es wird selbstverständlich haltbarer, wenn man mehr Zucker (bis zu 30 oder 40 Pfd.) zusetzt, weil aus dem Zucker bei der Gährung Weingeist entsteht.

Ueber das Waschen von Wollstoffen giebt die Färber-Zeitung nachstehende Fingerrzeige: Bei der Reinigung weißer Wollstoffen bewährt sich insbesondere eine mit Borax versetzte, kochend heiß angeblendete Seifenlösung; dieselbe giebt den Waaren eine Lockerheit und blendendes Weiß, die sie oft neu faum besaßen. Bei guten Wollstoffen trennt man weiße und bunte, bereitet zu letzteren eine Lauge aus etwa 8 Liter Regenwasser und $\frac{1}{8}$ Pfund besser Eiseiseife; dies Verhältniß ändert man je nach Gutdünken und je nachdem die Sachen mehr oder minder schmutzig sind. Die über Feuer aufgelöste und gehörig durchrührte Lauge vertheilt man gleichmäßig in zwei Gefäße, und nehme zu der einen auf 1 Liter Lauge einen kleinen Theelöffel Salmiatgeist. Wenn man die Wollstoffe hineinbringt — aber immer nur zwei bis drei Paar Strümpfe oder dem entsprechende Menge auf einmal — so muß die Lauge noch so heiß sein, daß man mit der Hand nicht hineinfassen kann, sondern mit ein paar reinen hölzernen Stöcken die Sachen drücken, umwenden und bearbeiten muß. Sie werden dann möglichst ausgebrüht und darnach in der zweiten Lauge — ohne Salmiatgeist — bearbeitet, die sich indeß schon so weit abgekühlt haben muß, daß man alsdann die Gegenstände fest ausdrücken kann, aber nicht ringt. Nun werden die Stücke zum besseren Trodnenwerden durch drei bis vier weiche, trockene Handtücher gedrückt, bis sie fast keine Feuchtigkeit mehr abgeben. Darnach zieht man jeden Gegenstand in die Lauge, welche er haben soll; Unterlängen z. B. dehnt man etwas in die Weite, noch mehr ist dies bei Wermeln nöthig, die gerne lang und eng werden. Beim Aufhängen auf die Leine berücksichtigt man die Längen genau, z. B. dürfen Jacken nur der Quere nach, also Halsausschnitt rechtig nach, unterer Rand links aufgehängt werden. Im Sommer genügen ein paar Stunden zum Trodnen. — Bei weißer Wollwäsche seht man statt Salmiatgeist zu ein einen Liter Seifenlauge einen Theelöffel gewulberten Borax zu und versährt sonst genau wie oben angegeben. Sollte man die zweite Lauge beim Gebrauch noch zu feig finden, so verdimme man sie durch etwas heißes Wasser. — Soll das Einlaufen gänzlich vorbereitet werden, so muß das schnellste Trodnen der Wollstoffe vorbereitet werden, indem man sie wiederholt zwischen weichen Drehtüchern trocken drückt. In keinem Falle dürfen wollene Waaren in der Sonne trocknen, sonst werden sie düst und hart, sondern am besten in mäßigem Luftzuge; im Winter im warmen Zimmer, dem Ofen nicht allzu nahe.

Zur Förderung des Blumenkorns. Ein künstliches Mittel, abgeschnittene Blumen länger frisch zu halten, auch Blumenpflanzen besser zu treiben und die Triebkraft des Blumenstamens zu erhöhen, soll Kampferlösung sein. Man löst zu diesem Zwecke kleine Stücken oder gepulverten Kampfer in warmem Wasser auf und gießt von der Lösung etwas in das Wasser, in welches man frische Blumen gestellt hat, die Pflanzen begießt man mit dem durch Kampferlösung gestärkten Wasser und den Samen weicht man vor dem Aus säen darin ein.

Flüssige Zeichen-Zusätze in allen Farben, Erfaß für die bisher benutzten festen Zeichen (chinesische Zeichen), empfiehlt unter dem Namen „Mer-Zusatz“, als Erfinder und alleiniger Fabrikant derselben Louis Bruns chemische Fabrik in Halberstadt.

Grube-Ofen, die unterbrochen brennen, an Material in 24 Stunden 10 Pfennige kosten, die weder Rauch noch Ruß erzeugen, bei denen Schornsteine nicht erforderlich sind, kein Ueberhoden oder Einziehen stattfindet, die sich zum Kochen, Braten, Backen, Heizen und für industrielle Zwecke eignen, also wahre Wunderdinge, empfiehlt ein Berliner, Kurt Erdmann, Berlin C., Königsgraben 18.

Allerlei Heiteres.

Der Herr Geschäftsführer. Der reiche Pariser Fabrikant Dulet hatte seit zwei Jahren einen jungen Commis Ernst Lamotte in seinem Geschäft, mit dessen Leistungen er so zufrieden war, daß er ihm sogar seinen Familientitel erstah. Am 3. d. M. ließ er den Mann zu sich kommen und sagte ihm: „Sie sind jung, brav und arbeitsam, meine

Mimi ist siebzehn Jahre alt und Sie gefallen ihr. Das Mädchen hat als Erbschaft ihrer guten Mutter 100 000 Francs Mitgift; wenn Sie wollen, machen wir im Frühjahr Hochzeit.“ Der Commis ward todtblass, dann sagte er zu seinem Chef: „Waren Sie die zwei Jahre mit mir zufrieden?“ „Gewiß.“ „Bin ich meiner Pflicht ganz und voll nachgekommen?“ „Sie sind immer wie ein wackerer Mann auf Ihrem Posten gestanden.“ „Nun denn, so mache ich Ihnen, unbefragt um meine Zukunft, das Geständnis, daß ich nicht Ernst, sondern Ernestine heiße, kein Mann, sondern ein Weib bin. Ich habe alle in's Handelsfach einschlägigen Studien absolviert, allein einer Person mit Unterredn zählt man vierzig Francs monatlich, während ich als Mann bei Ihnen das Schicksal bezog.“ Als Herr Dulet sich von seinem Erkennen einigermassen erholt hatte, reichte er dem Commis und Geschäftsführer die Hand und sagte: „Meiner Mimi hoffe ich die Sache auszuheben, ihr Vatte können Sie nicht sein; aber vielleicht hätten Sie Lust, Mimis zweite Mutter zu werden?“ Nun war es an Ernestine, überrascht zu sein. Sie erbat sich Debenkzeit.

Der nasse Fled. Es war im Jahre 1859 nach stattgehabter Mobilmachung. Der Bürgermeister in Deutsch-Wartenberg verwaltete eine Begräbniskasse mit bedeutendem Vermögen. Mehrere Jahre hatte eine eingehende Revision der Kasse nicht stattgefunden. Jetzt befürchtete man, das Vermögen der Kasse könne bei ausbrechendem Kriege in die Hände der Feinde fallen. Man ordnete eine General-Verammlung an, die Kasse sollte revidiert und dann beschloßen werden, auf welche Weise das Geld am sichersten aufzubewahren sei. Der Tag der Generalversammlung kam; Personen waren genug anwesend, was aber fehlte, war — das Weib. Aber, Herr Bürgermeister, „erscholl es gleichzeitig ängstlich von den Lippen vieler Anwesenden, „wo ist das Vermögen der Kasse?“ — „Nüßig und gelassen antwortete der Bürgermeister: „Seien Sie beruhigt, meine Herren! keinen Pfennig werden die Feinde finden! Sehen Sie hier diesen nassen Fled in der Wand?“ (Er deutete dabei auf einen solchen mit seinem Finger). „Hier hinter diesem nassen Fled ist das ganze Vermögen der Kasse eingemauert. Ich that dies, sobald die erste Nachricht von den politischen Unruhen hierher gelangte.“ „Gott sei Dank!“ kam es jetzt von den Lippen vieler Anwesenden; Andere lobten laut die Vorsicht des Herrn Bürgermeisters, daß er so kluglich gethan, wie der Haushalter im Evangelium. Man ging heim, der Bürgermeister aber — ging fort; er hatte richtig calculirt. Nicht alle in der General-Verammlung Anwesenden hatten hinter dem nassen Fled das Kassenvermögen vermutet; man schritt bald zur Untersuchung des nassen Fledes und siehe da, der Bürgermeister hatte insofern Recht: „Keinen Pfennig werden die Feinde von unserem Kassenvermögen finden!“ denn weder bares Geld noch Wertpapiere waren hinter dem nassen Fled eingemauert. Der Herr Bürgermeister hatte zwar einen großen Vorsprung gewonnen, aber über den großen nassen Fled — das Meer — zu kommen, war ihm nicht möglich geworden. Die Nemesis hatte ihn zuvor ereilt.

Unsere fashionablen Damen lieben zwar oft alle möglichen Blumen-sorten, nur den Fingerhut nicht.

Ein Korb. Ein junger Mann machte einer Dame eine Liebes-erklärung, fiel aber mit Glanz ab. „O, wie leid mir das thut,“ sagte er, „ich hatte mich schon auf eine Hochzeitreise vorbereitet und mir einen Bäckker dazu gekauft.“

Welcher Unterleib? Ist zwischen einem feuerpeinenden Berge und einem Bazapfen? Beide haben Eruptionen: „Ersterer durch den Krater, Letzterer durch den Kater.“

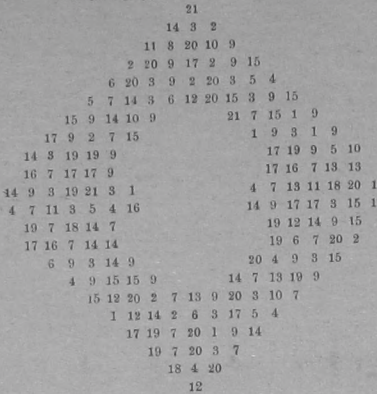
Ländliche Definition. Eine Bauerfrau fragte ihren Ehemann, warum des Landesvaters fürstliche Gnaden zwei Leibärzte, einen Ober- und einen Unterleibarzt habe und was für ein Unterschied zwischen den Beiden sei. „Nu,“ sagt das Bäuerlein, „das wird so sein: der Oberleibarzt hilft, wenn der Herr Zahnschmerz hat oder so was, und der Unterleibarzt hilft gegen das Bauchgrimmen und was unten sonst noch ist.“

Spiele und Denkaufgaben.

Nößelsprung von Emil Lange.

	sehr	saat	gleich	so.	
dem	gen	sch	al-	die	den
zu	gen	seins	es	es	wen-
ja-	f-	kein	fol-	Ehr-	schwer
tra	gar	frei-	ein-	haut	reist
sel	zu-	zu	ihm	sich	kurzt

Arithmogryph von Joseph Paché.



1. ein Buchstabe, 2. ein Theil des Auges, 3. ein Baum, 4. eine Stadt in Sachsen, 5. männlicher Vorname, 6. ein Staat in Amerika, 7a. eine Blume, 7b. ein Werkzeug, 8a. eine Stadt in Frankreich, 8b. ein Musikinstrument, 9a. ein Theil des Mundes, 9b. eine Bezeichnung für Fleisch, 10a. ein Gefäß, 10b. Theil eines Baumes, 11a. eine Stadt in Sachsen, 11b. eine Stadt in Preußen, 12a. ein Vogel, 12b. ein Dichter, 13a. ein weiblicher Vorname, 13b. ein Theil von Rußland, 14a. ein Gebäude, 14b. ein Zugvieh, 15a. ein Werkzeug, 15b. ein deutscher Fluß, 16a. ein Vuhvogel, 16b. ein Beleuchtungsobject, 17. ein Theil von Amerika, 18. ein Bierfisch, 19. ein Gemüse, 20. eine große Stadt, 21. ein mechanisches Werk, 22. ein Buchstabe.

Bruchrathsel von Emil Lange.

$\frac{1}{2}$ von einem Boote, $\frac{1}{2}$ von einem Meer, $\frac{1}{5}$ von einer Ratte, eine halbe Unze. Das Ganze ist ein in neuerer Zeit vielgenanntes fremdes Land.

Wortbild-Rathsel von Lehrer R. Anders.

1. PR mm kk NM ← ne
 ur ur ur
 2. urur ur
 ur ur ur
 ur ur ururur

Zifferblatt-Rathsel von A. Stabenow:



Ersetzt man die Ziffern der nebenstehenden Figur durch die entsprechenden Buchstaben, so bezeichnet:

1 2 3 einen Namen für Knaben,
 2 3 4 eine Göttin, 3 4 5 eine Himmels-
 gegend, 3 4 5 6 7 8 ein Fest, 4 5 6 7 8
 einen Weltkörper, 6 7 8 9 einen Mädchen-
 ein Befestigungsmittel und 11 12 1 2 ein

Namen, 8 9 10 11 12 ein Maß.

Auflösungen der Rathsel in Nr. 20.

Des Räthselssprungs von Albert Stabenow:

Sahst Du ein Glück vorbeiziehn,
 Das nie sich wiederfindet,
 Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
 Wo Alles mogt und schwindet.
 O starre nur hinein, hinein,
 Du wirst es leichter missen,
 Was Dir, und soll's Dein Liebestes sein,
 Vom Herzen ward gerissen.

R. Renau.

Des Wortbild-Rathfels von R. Anders:
 Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag. (Palme.)
 Der Scherz-Aufgabe von R. Seege:
 Genie (G nie).

Des magischen Arithmogryph von Ed. Hartmann:

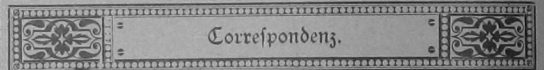
ERIS
 RESI
 ISER
 SIRE

Des Arithmogryph von J. W. Petersohn:

Po
 Aar
 Mars
 Lethé
 Cognac
 Panther
 Korallen
 Rhapsodie
 Katakomben
 Melanchthon
 Ethnographie

Des Diamant-Rathfels von Victoria Schröder:

M
 Lea
 Venus
 Geldern
 Fingerhut
 Mendelssohn
 Karlruhe
 Hamster
 Rhone
 Uhu



Nr. 2. Flensburg. Es bestehen in Deutschland folgende Kriegszeitungen: „Deutsche Kriegszeitung“ in Berlin, die „Deutsche Kriegszeitung“ in Sondershausen, der „Deutsche Kriegserbinder“ in Jittau, „der Kamerad“ in Pirna, „Kriegszeitung“ in Karl Hermanns Verlag Berlin W., Mauerstraße 93/95. —

Fran Alwine W-ring. Champignon-Brut zur eigenen Sucht in Kellern u. können sie stets von deutschen Gärtnereien beziehen, z. B. in Backsteinform gepreßt von dem Hofgärtner Ferdinand Zühlke Nachfolger in Erfurt.

G. Volter in Gf. Darüber, ob es richtiger heißt: ein Faß anstecken oder anstücken, giebt der bekannte Sprachforscher Daniel Sanders folgende Auskunft: „Richtig heißt es, wie ein Faß anbohren, anzapfen, auch: es anstecken; den Wein, das Bier anticken, wie: es abziehen, dgl. dazu: der Anstich, der Abstich. S. Möhrer in meinem „Wörterbuch der deutschen Sprache“ und in meinem „Ergänzungs-Wörterbuch“, namentlich in dem referirt und einen Beleg aus der „Chypre“ von dem wackern Meister Simon Schaidenreiter, genannt Minervius, Stadtschreiber in München (Ausg. 1538):

„Mit eifsfähigen eit angehochem Wein“
 und einen andern albekannten Beleg aus dem Liede von Kopsich:
 Der Noth war ein frommer Mann,
 Stach ein Faß nach dem andern an zu.

Doch können freilich auch Diejenigen, die hier das minder eichtige Ansticken ge-
 brauchen, sich auf einen so genährten Vorgänger und Gewährsmann wie Goethe
 berufen, der in seiner Schilderung des Sanct-Nichols-Festes zu Bingen (40bändige
 Ausg., Bd. 26, S. 214) schreibt:

„Wir sendeten unsere Leeren Gefäße zu dem Schenken, der uns erjuchen ließ, So-
 bald zu haben, bis die vierte Dym angefacht sei. Die dritte war in der frühen
 Morgenstunde schon verappt.“

G. 3. 2. 4. Für das Königreich Preußen hat das Königl. Ober-Verwaltungs-
 Gericht in Berlin längst entschieden, daß die Octroi-Verordnungen berechtigt ist, die
 Beleuchtung der Treppen und Flure bewohnter Häuser, soweit dies zur Verhaltung
 der öffentlichen Sicherheit und zur Vermeidung des Gefahren von dem in den
 Häusern vertheilten Publikum geboten erscheint, von den Hauseigenthümern zu
 fordern, ferner daß diese Forderung von privatrechtlichen Verabredungen zwischen
 Hauswirthen und Mietern über die Beleuchtung unabhängig sei.

Unberechtigter Nachdruck aus dem gesammten Inhalt dieses
 Blattes ist untersagt; Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Unregelmäßigkeiten in der Zustellung des „Breslauer
 Sonntagblatt“ sind umgehend der Expedition, Siebenbüfener-
 straße 2/3, Breslau, anzuzeigen, worauf sofort für Abhilfe Sorge
 getragen werden wird.

Die Tochter des Commerzienraths. Roman von Ewald August König. (Fortsetzung.) — Nachtgedanken. Gedicht von Paul Strümpfer. — Kriegs-
 heute. (Mit Illustration.) — Die Gouvernante. Eine Geschichte aus Oberbayern. Von Martin Bauer. (Schluß.) — Zu Richard Wagner's
 Todeslage. (13. Februar.) (Mit Illustration.) — Dr. Julius Glaser. (Mit Portrait.) — Die Dauer der Schulpflicht. Vom Königl. Kreis-Schul-
 Inspector a. D. Böttig. — Soll der Breslauer Stabigaben zugestimmt werden? Ein Votum. — Friedrich der Große und der Bergbau zu
 Goldberg. Mittheilung von Otto Hebig. — Erzählung von Heinrich Seibel. — Die Feindesfeinde unserer Jugend. (Mit Illustration.) —
 Schlesische Chronik. — Für's Haus. — Alceste Geiteres. — Spiele und Denkaufgaben. — Correspondenz.